This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

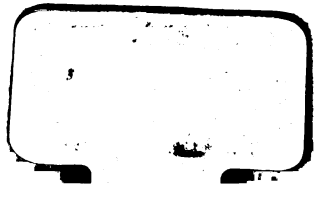
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

38. e. 16

1873.



Briefe

über

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Briefe

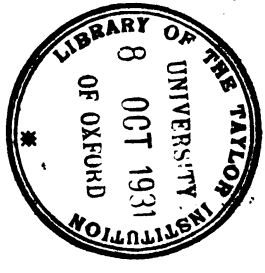
über

Hochdeutsch und Plattdeutsch

von

Dr. Klaus Groth

Kiel
Schwerssche Buchhandlung
1858



Druck der vormal. Königl. Schulbuchdruckerei in Kiel
(C. F. Mohr).

Erste Abtheilung.

Erſter Brief.

Ich werde nach und nach, in nicht gar zu unregelmäßigen Pauſen, meine Gedanken über ſprachliche Gegenſtände niederſchreiben ſoweit ſie *mit meinen poetiſchen Arbeiten* in näherer Beziehung ſtehen. Es kann Ihnen wenigſtens keine Laſt ſein ſie zu leſen, wir bleiben in einem geiſtigen Verkehr, den mündlich eine ungebundene Unterhaltung leichthin knüpfte oder naturwiſſenſchaftliche Unterſuchungen ernſt machten.

Philoſophiſche Fragen knüpfen ſich an alles an; wer nicht zuletzt ſtrebt mit ſeiner geiſtigen Errungenſchaft wenigſtens an die Löſung der großen Räthſel des Menſchenſeins heranzugehen, wen das Leben, und ſei es das einer Blume, nicht an

den Tod, die Regel an den Zusammenhang des Ganzen erinnert, wem nicht das Wissen eine Angelegenheit des Herzens wird, der weiß schon gar nicht.

Für mich habe ich den Vortheil, daß ich an eine bestimmte Stufe der Anschauung anknüpfen kann wenn ich einer bekannten Persönlichkeit meine Gedanken niederschreibe, — daß ich es mit einer gewissen Freude thue, wenn ich sie Ihnen mittheilen darf.

Manches von dem was ich zu sagen habe wird etwas ganz Gewöhnliches sein, Neues wird wenig vorkommen. Aber wie viel Neues denkt der Einzelne? Ich werde es sogar meistens nur mit alten Vorurtheilen zu thun haben.

Ist Plattdeutsch oder Hochdeutsch die vollkommenere Sprache? Ich sage absichtlich nicht schöner oder besser, sondern vollkommener. Die Schönheit ist nur Eine Seite, die Bequemlichkeit, die Brauchbarkeit eine andere. Das Englische möchte doch für den Gebrauch auf Kanzel Markt und Katheder, für Geschichte, für die Wissenschaft, für den Verkehr bequemer sein, aber schön wäre es nicht. „Schön ist was gefällt."

Es gibt faſt keine der ſ. g. gebildeten europäiſchen Sprachen, die nicht von irgend einer Seite her als Muſter der Vollkommenheit geprieſen iſt oder wird, die Griechiſche von den Gelehrten, die Franzöſiſche von der halben feinen Welt, wenigſtens früher. Jedes Volk lobt ſeine Sprache, und man verzeiht es ihm, bloß der Norddeutſche ließ ſich bis dahin gefallen ſeine Mutterſprache als platt, d. h. hier gemein zu bezeichnen und anzuſehen. Eine Zeitlang ſprachen geheimnisvolle Stimmen vom Sanſcrit als der gottgeſchaffenen Urmutter aller indogermaniſchen Sprachen, von ihrem wunderbaren Glanz in Farbe und Bau, das iſt jetzt nicht mehr Mode. Unſer Altmeiſter Jacob Grimm ſchrieb vor vierzig Jahren vom Gothiſchen wie von dem Ideal der Schönheit, wovon wir Neudeutſche in Schuld und Sünde abgefallen, vor zehn Jahren hielt er gerade das entgegengeſetzte Ende der germaniſchen Sprachentwickelung, die engliſche Sprache für die vollendetſte.

Iſt es möglich hindurch zu finden, wo man auf dieſe Weiſe ſchwankt? vermögen wir es mit unſerer Kraft, wo die Beſten nur zu tappen ſcheinen? Iſt es der Mühe werth, wenn man hindurch

fände, ſich ein Urtheil zu bilden? Man könnte vielleicht etwas Beſſeres thun. Aber ich für meine Perſon mußte mich fragen als ich meine poetiſchen Arbeiten vorbereitete, ob nicht eine ſchwächliche Neigung für heimiſche Klänge mich verführte, im Plattdeutſchen eine Schönheit und Vollendung zu finden, die in Wirklichkeit vielleicht nicht darin ſteckten.

Man ſagt ein Genie gehe nicht unter, einmal vorhanden, breche es ſich von ſelbſt nothwendig Bahn. Ich glaube freilich nicht daran, ich glaube daß manchem Genius früh genug die Flügel geknickt werden, daß er nicht zum Fliegen kommt. Man ſollte denken auch eine Sprache, wenn ſie Lebenskraft hat, müſſe ſich ſelbſt erhalten, entwickeln, ausbreiten. Dieſem Vorurtheile gemäß denken viele Vernünftige über Volksdialekte ohne Litteratur, wie übers Unkraut gegen ein Gartengewächs oder einen vollwüchſigen Baum. So ſchrieb Grimm in der Vorrede ſeiner Grammatik, Volksdialekte ſeien roh. Ich las dies vor lange mit wahrhaftem Schrecken, denn ich hatte zu viel Reſpect vor Jacob Grimms Urtheil, ich glaube zu viel.

Wenn ich gegen einen solchen Ausspruch an, der sich namentlich auf das Plattdeutsche bezieht, kämpfend und Schritt für Schritt allmählig zu der Ueberzeugung gekommen bin daß das Plattdeutsche die vollkommnere der beiden Schwestern sei, so werden Sie schon neugierig werden auf die Gründe aus denen diese Ansicht erwachsen ist.

Könnte ich sie Ihnen nur leicht und klar vorbringen! — Wir wollen zunächst nur einzelne Charakterzüge aufsuchen, hin und her, und wie Sie es bei Bestimmung einer Blume zu machen pflegen, Merkmale sammeln, deren tieferen Zusammenhang wir vielleicht später in Einen Gesichtspunkt zusammenfassen können.

Lob und Tadel würde ich lieber gar nicht aussprechen, ich kann es aber nicht vermeiden, ich habe zugleich eine tief Verletzte zu vertheidigen. Sollte ich dabei mitunter etwas warm werden, so liegt die Schuld vielleicht nicht bei mir.

Zweiter Brief.

Die hochdeutsche Sprache ist sehr undeutsch geworden. Dieses Undeutsche liegt nicht in den s. g. Fremdwörtern. Das Englische besteht zur Hälfte aus Fremdwörtern und doch bleibt die Sprache echt englisch. Die Puristen welche im vorigen Jahrhundert bei uns mit lächerlicher Wuth diese armen Eindringlinge verfolgten, hatten zwar das richtige Gefühl daß ein Feind sich eingeschlichen, aber wo er seine Festung, sein Lager aufgeschlagen das ahnten sie nicht. Der Sprachgeist ist im Englischen durch alles Fremde unberührt geblieben, der Sachse hat den Romanen innerlich besiegt, er ficht mit seinen Waffen, er braucht römische, keltische Ausdrücke mit deutschem Sinn.

Die deutsche Sprache kränkelt in ihrem innern Wesen an Ausländerei, die Nachäfferei hat ihre Physiognomie verzerrt. Als die Deutschen am Schluß des Mittelalters mit der klassischen Litteratur der Griechen und Römer bekannt wurden, da nahmen sie gerade den unseligen Cicero zum Hauptmuster ihrer Rede. Da kamen die langathmigen langbeinigen Perioden; die Länge und Schwerfälligkeit wäre noch zu verzeihen, aber die Geschmacklosigkeit riß ein, der Sinn für Schnörkel und Zierrath erstickte den für Natur und Schönheit, man that dem Genius der Sprache Gewalt an, und es war seine Stärke und Schwäche zugleich daß er es leiden konnte und nicht ganz unterging.

Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungekünstelten, es ist als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Müh sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibpult, seine Sprache ist nie ganz wie bloß gesprochen, seine Sätze reihen sich nicht leichthin aneinander, sie sind immer verkettet, ver-

schlungen. Dies kommt äußerlich genommen von unserm Ueberfluß an logisch bestimmten Conjunctionen, und diese unseligen verdanken wir jener Periode erwachender Wissenschaft. Wir begründen vermitteln beschränken, wenigstens in unserer geschriebenen Rede auch wo kein Grund dazu vorhanden ist, „insofern obgleich dennoch freilich zumal wenn, es sei denn, unter der Bedingung daß" u. s. w. — solche und hundert ähnliche Conjunctionen werden fast durchschnittlich unnöthigerweise geschrieben, fordern heraus Gründe zu denken wo keine nöthig oder vorhanden sind und machen Gedanke und Rede schwerfällig. Leider also können wir nicht einfach dadurch zur Natur zurückkehren daß wir jenen Periodenbau mit seinen Schnörkeln einfach aufgeben, denn die deutsche Sprache trägt Spuren seiner rohen Gewalt für ewig in ihrem Gliederbau.

Man hat von jeher die Flügsamkeit deutscher Zunge gelobt jede fremde Sprache nach deren Eigenheiten in sich wieder zu geben, Gewandtheit und Gelenkigkeit wird ihr besonders nachgerühmt. Es ist wahr daß ein Franzose sich vergebens bemühen würde die Sprache Homers, Pindars,

Herodots wiederzugeben, einen griechischen Chor, ein Petrarkisches Sonett oder die Grandezza spanischer Prosa nachzuahmen. Dennoch ist jenes Lob ein zweideutiges. Unsere Uebersetzungskünstler wie die Poeten welche griechische, persische, arabische, romanische Stoffe und Formen nach Deutschland gebracht, haben ebensosehr unserer schönen Muttersprache Gewalt angethan, sie aus den Fugen gerissen, unser Gefühl für ihr eigenthümliches Wesen, für deutsche Schönheit der Rede abgestumpft. Unser Gesichtskreis hat sich erweitert, aber er hat an Bestimmtheit verloren, wir sind auch hier Kosmopoliten geworden auf Kosten unserer Nationalität. Der Vortheil mag größer sein, der Schaden ist groß. Ein Organismus kann auch übergelenk werden, mir kommt die Sprache vor, wenn ich z. B. Rückerts Makamen lese, als hätte sie mehr Gelenke als Glieder, sie tanzt wie mit brüchigen Beinen.

Der Hauptgewinn dieser Bemühungen von Dichtern und Uebersetzern besteht wohl in dem Erwerb des Hexameters für unsere Poesie; die Platenschen Oden beweisen daß wir andere klassische Metren nur künstlich wie Treibhauspflanzen cultivieren

können; das Sonett der Romanen ist ein zweifelhafter Gewinn den wir uns wollen gefallen lassen; das persische Ghasel wird in seiner Einförmigkeit gewis bald nur ein langweiliges Curiosum bleiben.

Was ich hier als Undeutsch in unserer heutigen Schriftsprache getadelt habe, betrifft also nicht einzelne Ausdrücke, französische oder lateinische, es betrifft die Construction der Rede, das Gefüge des Satzes, die Wortstellung wenn man die Sache ganz äußerlich betrachten will. Aber dies trifft gerade den Nerv des Wesens einer Sprache. Wie muß ein Sprachgefühl zerrüttet sein das so denken kann:

> Eine deutsche Stadt möcht ich erbauen
> Unter Himmel einem ewig blauen.
>
> Rückert.

Denn die Satzbildung hängt mit dem Gedanken aufs engste zusammen, die Logik der Sprache selber wird angegriffen wenn der Satzbau verdirbt. Und dann greift das Uebel weiter. Man lese einmal willkürlich herausgegriffen einige Sätze von Luther: sein Deutsch hat ein Gesicht, ein Männerantlitz, es ist nicht bloß das Lutherische, nicht

bloß sein Geist und seine Größe, sondern die Physiognomie der Sprache seiner Zeit, mehr oder weniger vielen Schriften der Reformation gemeinsam. So sprechend hat selbst Lessing seine Prosa nicht wieder geschrieben. Die Sprache hatte noch Charakter und dieser war echt deutsch.

Vergleichen wir damit den Stil unserer Zeit, besonders gerade den gewandten fließenden, des wir uns rühmen: wie charakterlos ist er geworden, einförmig in seinen Wendungen, abstrakt und blaß in Fleisch und Farbe.

Riehl z. B. ist gewis mit unter die gewandten Prosaisten der Gegenwart zu rechnen, und er ist ein Mann, der sich um deutsches Volk und deutsche Sitte verdient gemacht hat wie wenige: sein deutscher Stil kränkelt aber mit an dem allgemeinen Verderbnis unserer Sprache. Wir können das hier nicht im Speciellen belegen, achten Sie aber vorläufig nur einmal auf seine unnöthige Häufung von abstrakten Substantiven, so werden Sie schon Auge für andere Mängel gewinnen.

In seiner „Familie" lautet z. B. gleich der zweite Satz, Gott habe „die Ungleichheit und

Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwickelung gesetzt", worin nicht weniger als vier Abstrakta vorkommen.

Nun gar unsere Zeitungen und Journale! Und von deren Undeutsch nimmt jeder Deutsche täglich sein Quantum zu sich; wo soll unser deutsches Sprachgefühl bleiben? In der That, die Sache ist ernst, wie soll man helfen und retten?

Dritter Brief.

Zunächst will ich Ihnen Ihre Fragen beantworten, dann werden wir wohl allmählig weiter, auch zu einem positiven Inhalte gelangen, und selbst wenn ich Sie scheinbar von dem Zielpunkte abführe den ich selbst aufgesteckt habe, so werden wir reicher auf einem Umwege und sicher wieder dahin kommen.

Sie schreiben mir: „Ich kann nicht von dem Gedanken lassen daß das Innere des Menschen, seine Bildungsstufe, seine Gemüthsbeschaffenheit seine Sprache erzeugt und bildet, und daß es einen Weg geht dem nicht entgegen zu bauen ist. Ich höre daß die Sprache des Mittelalters die vor 20—30 Jahren die jungen italienischen Schrift-

ſteller wieder einführen wollten untergegangen iſt; das iſt wohl gut; mir ſchien ſie gezwungen und unnatürlich. — Kann man ſich wohl denken daß wir Deutſche der gebildeten Stände bleiben würden was wir ſind, wenn wir wieder Plattdeutſch ſprächen? Unmöglich."

Indem ich dieſes las wurde mir zu Muth wie wenn Sie erwarteten, nachdem ich dem Hochdeutſchen manche Fehler und Schwächen nachgewieſen, nachdem ich Sie vielleicht zu meiner Anſicht herübergezogen dem Plattdeutſchen den Vorzug einzuräumen, dann würde ich Ihnen zumuthen: bitte, ſprechen Sie von nun an Plattdeutſch mit unſerm Freunde und mir. Darauf antwortete ich Ihnen im Voraus: Wir wollen bloß unterſuchen, wir wollen nichts umſtürzen, wir wollen keine Gewaltſamkeiten. Was ſich aus der erkannten Wahrheit ergibt, das mag werden und wachſen wie es aus der unerkannten geworden wäre. Fürchten Sie keine praktiſchen Conſequenzen, haben wir doch eher zuſammen eine Kamille oder eine Fliederblume unterſucht, ohne daß Sie fürchteten Sie müßten nachher einen Thee davon trinken und ſich ſchwitzen legen. Im Ernſt, ich glaube daß keiner der plattdeutſchen

Schriftſteller je den Gedanken gehabt daſſelbe in Gebiete des geiſtigen und geſelligen Lebens wieder einzuführen wo es nicht von ſelbſt noch ſich ſeinen Platz bewahrt hat oder ihn wieder erobern wird auch ohne ſie. Sie ſchrieben zunächſt gedrungen vom Geiſte der ſich einen Stoff zur Verkörperung ſucht, aus Wehmuth, aus Heimweh nach Jugend, Glück, Treue und Liebe. Die Schriftſprache bot ihnen nicht was ſie ſuchten. Warum nicht? Das wird ſich Ihnen in dieſen Blättern allmählig deutlicher entwickeln. Dabei entſtand in Einzelnen das Bewußtſein der Macht und Schönheit unſerer Mutterſprache, die Lieder und Erzählungen dieſer Schriftſteller haben in Vielen wieder eine ähnliche Empfindung von der Herzlichkeit, der Wahrheit, der Treue des Plattdeutſchen erweckt, auch in Ihnen, während vorher das Vorurtheil allgemein verbreitet war daß es wegen ſeiner Rohheit den Namen des platten Deutſch wohl verdiene. Dieſe Empfindung iſt eine Macht die nicht ohne Wirkung bleiben kann. Wie ſie manche zur Production getrieben hat, ſo wird ſie in Anderen anderes wirken, und wenn ich ſie nun in Ihnen und vielleicht auch in Andern zur Erkenntnis erheben kann,

wenn ich gezeigt habe worin sie ihre Wahrheit, ihre Gründe hat, so wird auch diese Einsicht wieder Folgen haben. Solche Mächte wollen wir aufrufen, es ist unsere Pflicht es zu thun: um ihre praktischen Folgen kümmern wir uns nicht.

Allein damit fange ich denn zugleich an Ihren Einwurf, den ich im Allgemeinen unterschreibe, zu beschränken und Ihnen zu widersprechen. Die Entwicklung der Sprache geht allerdings ihren Weg aus eigner Macht, die Sprache ist ein Organismus dessen Entstehen, Werden, Wachsen, Gedeihen und Verfall nicht abhängig ist von Menschen, aber doch nicht ganz unabhängig von ihnen. Einflüsse aller Art, die nicht aus der Sprache stammen sondern von außen kommen, verändern dieselbe, nicht bloß ihr Geschick sondern auch ihren Charakter; menschlicher Wille, bewußtes menschliches Thun können dann unter geeigneten Umständen einen wesentlichen Einfluß üben. Die Academie hat unter Ludwig XIV dem Französischen Fesseln angelegt, die es noch nicht wieder gesprengt hat, es ist sicher daß die französische Sprache jetzt eine andere wäre ohne jene 10—12 Männer mit ihrem Wörterbuch. Das

Bestreben der Jung-Italiener eine Sprache des Mittelalters zurückzuführen ging unter, das Bestreben der Vlamänder zur Herstellung einer vlaemischen Litteratur, die vor 1830 gar nicht existierte, scheint sein Ziel zu erreichen, es erscheinen jetzt schon über 60 Zeitschriften in vlaemischer Sprache.

Die innere also wie die äußere Entwickelung einer Sprache geht nicht absolut unabänderliche Wege, menschliches Thun, menschliches Wollen, menschliche Einsicht sind nicht ohne Macht — unter Umständen werden Sie sagen, aber die Umstände können da sein wie wir sehen. Rohe Gewalt hat schon manche Sprache vernichtet. Humboldt erzählt in seiner Reisebeschreibung daß am Orenoco ein Papagei noch kurz vor seiner (H's) Ankunft dort die letzten Worte einer untergegangenen Sprache, die mit dem Volke selber vom Erdboden verschwunden war, geplappert habe; das Volk hieß die Atures. Die Normannen haben mit der Eroberung Englands das Volk und die Sprache zerbrochen, aus den Trümmern hat sich eine neue, vielleicht die vollkommenste Sprache gebildet. Wilhelm von Humboldt ist der Ansicht daß überall jede Sprache

nur dadurch zur Vollendung gelangt daß ein neuer Geiſt ſich des Sprachſtoffes bemächtigt, daß ein fremdes Volk, erobernd oder erobert, ſich mit demjenigen vermiſcht das ſeinen Sprachkörper gleichſam rein wie eine Pflanze geſpeiſt und getränkt hat, und nun friſchen Geiſt in die ſtarken aber ungelenken Glieder haucht; auch die reinſten Sprachen wären demnach Miſchſprachen, ihre Vollkommenheit ſpräche eben dafür.

Die Sprache wüchſe alſo nicht wie ein Baum des Waldes, ſondern wie ein Obſtbaum im Garten, es muß ein Pfropfreis darauf geſetzt werden wenn er ein edles Gewächs werden ſoll, Menſchenthun und Menſchenverſtand greifen auch in dieſen Organismus hinein. In unſer jetziges Schriftdeutſch hat ſogar der allertrockenſte Schulmeiſterverſtand eines einzelnen Mannes tief hineingegriffen, Veränderungen, Beſtimmungen gemacht, denen jetzt die Millionen Deutſche folgen als wären es göttliche Geſetze, dem organiſchen Bau der Sprache eingeprägt. Ich meine Adelung. Der Mann hat durch ſeine Grammatik und ſein Wörterbuch einen unglaublichen Einfluß geübt. Was wir z. B. jetzt über den Caſus bei Präpoſitionen ſchon

in der Elementarſchule lernen iſt keineswegs durchſtehend richtig, z. B. wegen regiert nicht immer den Genitiv, bei nicht immer den Dativ, gegen müßte ſogar nie mit dem Accuſativ ſtehen, ſondern mit dem Dativ: aber Adelung hat es einmal zum Geſetz gemacht und jetzt iſt es Geſetz dem ſich kein Gebildeter entziehen kann. So fließen unbewußte Triebkraft, äußere Gewalt und verſtändiges bewußtes Thun in dem Strom einer Sprache zuſammen, ja ſelbſt der Unverſtand kann weitgreifende Aenderungen hervorbringen, die ſich nie wieder ausmerzen laſſen. Seit der Erfindung des Buchdruckes hat z. B. Unwiſſenheit aus allerlei Gründen Buchſtaben namentlich das h in unſre Schrift eingeſchoben wohin es nicht gehörte. Es geſchah vielleicht aus einer Art geſchmackloſen oder doch unbegründeten Formenſinn wonach auch wir ja z. B. nicht gut ein ſ (ſtatt s) als Auslaut ertragen können. Jetzt können wir das h nicht wieder los werden, denn hin und wieder iſt es in die Ausſprache übergegangen, z. B. in gehen, ſtehen, die jetzt zweiſilbig einen Reim auf flehen und ſehen geben, und ſich nicht allgemein wieder einſilbig machen laſſen. Den gewaltigſten, ja

gewaltſamſten Eingriff in Geſtalt und Charakter jeder Sprache hat ihre ſchriftliche Aufzeichnung gemacht. Dieſe war anfänglich natürlicher Weiſe jedesmal unvollkommen. Jedes Volk, ſo weit die Geſchichte reicht, lernte es von einem andern — wir wiſſen nicht wo die Erfindung zuerſt gemacht iſt — die Griechen von den Puniern, die Lateiner von den Griechen, Gothen alſo Deutſche von jenen. Die Laute ſtimmen nur zum Theil, gerade die eigenthümlichen konnten alſo nur unvollkommen bezeichnet werden. Wir wiſſen dieſes zumal an den Eigennamen, z. B. an deutſchen die Tacitus und die Griechen ganz verſchieden ſchreiben. Es begegnet uns noch jetzt, wo z. B. der bekannte Biograph Mozarts und Beethovens Ulibitſchef in ſeinen franzöſiſchen Werken ſich Ou, ruſſiſch dagegen mit Einem Anlaut ſchreibt.

Dadurch floß gleich etwas fremdes Blut in die naturwüchſigen Adern und an eine völlig reine originale Entwicklung war nicht mehr zu denken. Dazu kommt daß die Erſten, die eine ſchriftliche Abfaſſung verſuchten meiſtens ihre Bildung in der ſchon ſchriftlich gefeſſelten ausgeprägten Sprache gewonnen hatten, ja haben mußten, wenn ſie zu

dem Werke fähig sein sollten. Sie brachten von der fremden Denkweise mit, die fremde Construction ging unwillkürlich in die neue Aufzeichnung hinein. Das geschriebene Wort ist ein Bild des gesprochenen, die Schrift ein Bild der Rede. Die ersten Aufzeichnungen einer Sprache geben nothwendig ein unvollkommenes Bild vom damaligen Zustande der Sprache.

Wir haben ein Buch von Firmenich „Germaniens Völkerstimmen", Probestücke in fast sämmtlichen deutschen Mundarten. Es ist ein ansprechender Gedanke, eine Bildersammlung ganz eigner Art, und der Gedanke scheint so leicht ausführbar, man läßt sich eben aus jeder Gegend eine Sprachprobe schicken. So hat Firmenich es auch gemacht. Damit ist es aber eben nicht gethan, Firmenichs vielgelobtes Buch hat gar keinen Werth, wenigstens sind die Probestücke welche ich controlieren kann, nämlich die in plattdeutschen Dialekten, bis auf wenige, so ungenau, entweder halb hochdeutsch oder carrikiert idiomatisch daß sie ihren Zweck gänzlich verfehlen, von ihnen aus schließe ich daß die übrigen nicht besser sind. Den Aufzeichnern legt ihre hochdeutsche Bildung Fesseln an, sie können

nicht frei im Dialekt denken, und ihre Gewiſſenhaftigkeit verführt ſie zu Uebertreibungen in den Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart; ſtatt eines Portraits iſt damit die Karrikatur da.

Als ich zuerſt anfing plattdeutſch zu producieren war es mir faſt unmöglich plattdeutſch zu denken, allenthalben ſchlichen ſich unbemerkt die Formeln hochdeutſcher Conſtruction und Gedankenfolge ein, ſo daß ich faſt verzweifelte zu meinem Ziele gelangen zu können. Wie ſollte es nun denen die zuerſt deutſch, alſo Hochdeutſch meinetwegen und Plattdeutſch z. B. Holländiſch niedergeſchrieben haben, beſſer gegangen ſein, wenn den Zeitumſtänden nach auch anders?

Wohin dieſer Umweg uns führen ſoll, das wird ſich Ihnen bald zeigen, vorläufig nur zu der allgemeinen Einſicht: daß in der Entwicklung einer Sprache freier Trieb und äußerer Zwang, Natur und künſtliche Cultur zuſammenwirken.

Zweite Abtheilung.

Vierter Brief.

Bevor wir in unſerer Unterſuchung weiter gehen, müſſen wir uns über ein paar Ausdrücke verſtändigen, die uns dabei immer in den Weg kommen, und verwirren werden — wie ſie ſchon manchen verwirrt haben — wenn wir über ihre Bedeutung nicht klar und einig ſind: ich meine die Ausdrücke Dialekt, Mundart. Dieſe Ausdrücke gehören zu den vielgebrauchten, denen man allenthalben begegnet: im Geſpräch mit Reiſenden, in Zeitungen, in kritiſchen Blättern, in Bücherverzeichniſſen. Man ſammelt die Mundarten Deutſchlands, nächſtens auch Frankreichs, und ſpricht davon, wie von einem Nationalunternehmen beſtimmt die Ehre des ganzen Volksſtammes zu wahren. Man ſpricht viel von Dialektforſchung,

es erſcheint eine eigene Zeitſchrift: „Deutſchlands Mundarten, eine Monatsſchrift für Dichtung, Forſchung und Kritik“, und wo nur für oder wider des Plattdeutſchen gedacht wird, da kann man ſicher ſein die Ausdrücke Dialekt Mundart zu vernehmen. Es ſind alſo coulante Ausdrücke geworden, aber nicht bloß coulante ſondern auch prägnante, bedeutungsſchwere, Ausdrücke mit denen man nicht bloß eine Sache bezeichnet, ſondern zugleich ein Intereſſe aufruft, ein Urtheil abgibt, Werth und Würde der Sache beſtimmt. Ein Buch in hochdeutſcher Sprache, in franzöſiſcher Sprache kann alles Mögliche erhalten, kann gut oder ſchlecht, platt oder erhaben ſein, a priori weiß man nichts darüber als daß es franzöſiſch oder hochdeutſch geſchrieben iſt, man muß das Buch erſt leſen, ehe man es verſteht, man muß die Sprache verſtehen, ehe man es leſen kann. Bei einem Buche in plattdeutſcher Mundart wäre das alles anders. Man würde auch ohne die Sprache zu verſtehen und ohne das Buch zu kennen im Voraus wiſſen, in welcher Sphäre es entſtanden ſein muß, in welche Sphäre es hineingehört. Hochdeutſche Gedichte ſind eben hochdeutſche Gedichte,

wenn sie nicht von Heine oder Uhland sind, es können Oden oder Gassenhauer sein: aber Gedichte in plattdeutscher Mundart müssen nach dem Kuhstall riechen, das ist Selbstverstand, und jede Ode unter ihnen wäre eine Sünde wider Apollo. Woher kommt das? Hat es einen vernünftigen Grund? Hat es einen Grund, wenn die Kritik jetzt die Muse des Quickborn für eine verkappte Hochdeutsche erklärt, man habe sich täuschen lassen, sie sei zu vornehm um plattdeutsch zu sein, und Fritz Reuters Muse laut für die echte plattdeutsche, ausdrücklich weil sie einer Viehmagd gleiche? Oder wenn man auf der andern Seite von den Volksmundarten wie von Nationalschätzen spricht, welche Dichtung, Forschung und Kritik zu wahren und zu mehren haben: sollen wir beistimmen und helfen?

Die Ausdrücke Dialekt Mundart sind also zu Schlagwörtern geworden, die nicht bloß treffen, sondern auch schneiden sollen. Beim Gebrauch solcher Wörter muß man vorsichtig sein. Wir kennen sie aus der Politik her, wo die „breiteste Basis“ und andere alles Mögliche bezeichneten, von den Parteien bald als zu bald als neu gebraucht

wurden. Auf einem Gymnasium wird gelehrt, das Plattdeutsche sei eine bloße Mundart, keine wirkliche Sprache. In solchem Sinne bezeichnet Mundart gar keine Sache mehr, sondern nur die Gesinnung des Sprechenden, und bedeutet: wir mögen das Plattdeutsche nicht. Zu einem solchen Schlagworte ist das Wort allerdings ganz geeignet, es ist so klar und zugleich so vieldeutig, daß es Jeder verstehen kann und Jeden in seinem Sinn anders. Wer weiß nicht, was Dialekt, was Mundart bezeichnet? Z. B. den schwäbische Dialekt ist die Mundart, welche die Schwaben sprechen. Allein, wenn es heißt, daß Schiller sein Lebelang den schwäbischen Dialekt nicht überwinden konnte, so bedeutet Dialekt bloß die besondere Aussprache einiger Laute und Lautverbindungen, und Niemand wird in Schillers wunderbarer Sprache den Schwaben erkennen wollen. In solchem Sinn mag man noch von der vergnügten Mundart der Enten reden oder mit dem Soldaten von der guten Mundart der Kanonen.

Abgesehen von dieser Bedeutung würde in einem Wörterbuch, wie das der Gebrüder Grimm, das den Wortschatz der Deutschen aus dem Sprach-

gebrauch zuſammenſtellt, der Artikel Mundart etwa folgende Geſtalt annehmen: Mundart iſt die Sprache ohne Schrift, die bloß geſprochene Sprache die nur noch im mündlichen Verkehr umgeht, die Sprache ohne Litteratur, ohne Cultur, die rohe, platte, gemeine Sprache, das Patois, die Sprache der niedern Volksklaſſen, die Bauernſprache, das Kauderwelſch, die Sprache ohne Grammatik, ohne Regel, die wilde, naturwüchſige, die unverdorbene Sprache. — Dies mag für ein Wörterbuch, mit paſſenden Beiſpielen belegt, eine ganz intereſſante Zuſammenſtellung geben, aber zum wiſſenſchaftlichen Gebrauch, das ſehen Sie, iſt ein ſolches Wort ganz ungeeignet, mit einem Gegner kann man ſich dadurch nicht auseinanderſetzen, man weiß nie, was er meint, er applicirt eine Ohrfeige, wo man glaubt, daß er Einem die Hand darreiche. Und doch muß man über dieſe Sache ſich klar werden, ſchon der Eifer, mit dem geſprochen wird, zeigt die Wichtigkeit derſelben. Man muß daher zunächſt den Sachgehalt in den Hauptbegriffen von den leidenſchaftlichen Beimiſchungen ſondern, um dann ruhig weiter zu unterſuchen.

Fünfter Brief.

Dieſen objectiven Sachgehalt könnte man vorläufig ſo beſtimmen: Dialekte und Mundarten ſind die Sprechweiſen und die Spracharten. Alſo der toscaniſche, der römiſche Dialekt wären die Sprechweiſen, in denen das Italieniſche von Toscanern, von Römern geſprechen wird; die attiſche, die doriſche Mundart wären Arten der altgriechiſchen Sprache. Danach hätten wir eine Reihe deutſcher Dialekte, Arten der Ausſprache des Hochdeutſchen: den holſteiniſchen, den ſächſiſchen, den ſchwäbiſchen; eine Reihe deutſcher Mundarten: die holſteiniſche, die weſtfäliſche, die bairiſche, die öſtreichiſche. Die Dialekte unterſcheiden ſich hauptſächlich durch die verſchiedene Ausſprache deſſelben Wort-

stoffs, die Mundarten mehr durch die Verschiedenheit des Wortstoffes selbst. Auf eine wissenschaftliche Definition macht diese Unterscheidung keinen Anspruch, sie genügt uns aber zur vorläufigen Umgrenzung der Begriffe. In diesem Sinne nun lassen wir die Dialekte auf sich beruhen, wir haben es nur zu thun mit den deutschen Mundarten. Ueber ihren Charakter, ihren Werth, ihre Stellung zu einander wissen wir damit noch gar nichts, alles das müßte erst untersucht werden. Und das muß es in der That, alle Arbeit ist noch zu thun, man weiß noch so gut wie nichts, man raisonniert bloß darüber, es spricht sich einfach Neigung und Abneigung aus, oft ohne die geringste Einsicht, wenn man sich über dieses Thema ausläßt.

Wir können für diese Untersuchung hier nur die Gesichtspunkte feststellen. — Zunächst ist klar, daß eine Mundart Mundart bleibt, mag sie geschrieben werden oder bloß gesprochen. Niemand leugnet, daß das Griechische mehrere Mundarten hatte, die doch sämmtlich in Schriften ausgeprägt waren. Die Holländer nennen das Vlaemische eine Mundart, sie thaten dies bis 1829, als das Vlaemische noch ohne Litteratur war, sie thun es

nach 1830, ſeitdem es in mehr als 3000 Schriften vorliegt, ſtethalten es ehe es eine Vlaemiſche Grammatik gab, und noch jetzt, da es in 30 Jahren deren 60 und mehr beſitzt. Das Holländiſche iſt die nächſtverwandte Mundart. Es wäre lächerlich das Holländiſche nicht Mundart zu nennen, weil es einige hundert Jahr früher geſchrieben und gedruckt worden. Es iſt uns gleichgültig, ob der Hochmuth des Holländers ſich dagegen ſträubt, wir haben es nicht mit blindem Volksdünkel zu thun, ſondern ſuchen klare Einſicht. Ein anderes iſt die Frage, wie weit es eine Mundart ändert, wenn ſie geſchrieben und gedruckt wird, wenn ſie eine Litteratur bekommt, wenn ihre Litteratur Jahrhunderte alt wird. Aber dieſe Frage ſoll erſt beantwortet werden. Sie zu beantworten, dazu gehört mehr als eine bloße Behauptung mit Ja oder Nein. Iſt es nicht wiederum lächerlich unbeſehens vorauszuſetzen: eine Mundart werde vornehmer, beſſer, ſchöner oder dergleichen, wenn ſie eine recht alte Litteratur beſitzt? Sind das nicht Adelsvorurtheile bloß in anderer Geſtalt? Könnte die Mundart nicht auch durch Schrift und Druck leiden und entarten? Dieſen Punkt den wir ſchon früher

berührt haben, wollen wir nachdem noch des nähern betrachten.

Die holsteinische Mundart ist dem Blaemischen und Holländischen so verwandt, daß die Blaemänder dem Verf. des Quickborn schrieben: seine Sprache sei ihre theure Muttersprache (dierbare Modersprak). Alle drei sind also deutsche Mundarten. Will man die holsteinische plattdeutsch nennen, so gut. Aber plattdeutsch heißt nicht gemein oder pöbeldeutsch, sondern das Deutsch des flachen Landes im Gegensatz gegen das Oberdeutsche des Gebirgslandes. Dann sind aber auch das Blaemische und Holländische plattdeutsche Mundarten. Zieht man den Namen niederdeutsch oder niedersächsisch vor, so gilt er wieder von allen dreien. Das Westfälische, das Pommersche sind ganz in derselben Lage. Ob nun eine dieser Mundarten oder alle roh oder gemein oder schön oder edel seien, das folgt durchaus nicht aus dem Namen oder daraus, ob sie Schriften und wie alte sie besitzen, das kann erst gründliche Einsicht entscheiden. Wer aber wird diese Einsicht besitzen, diese Entscheidung sprechen? Hochdeutsche Lehrer, die kaum ein Wort niederdeutsch gehört haben und noch in der Tradi-

tion stehen, der schlechte meißnerische Dialekt sei das einzige wahre Deutsch im Lande? oder hochdeutsche Kritiker, die bloß wegen des Namens hoch von ihrem Standpunkte auf plattdeutsche Verse herabblicken? oder ängstliche hochdeutsche Patrioten, welche fürchten daß die deutsche Einheit, die da kommen soll, durch einige plattdeutsche Bücher verscheucht werde, da doch Millionen täglich plattdeutsch sprechen? Ich meine, zu einer solchen so gar schwierigen und verwickelten Entscheidung gehöre Kenntnis und Unparteilichkeit soweit sie möglich sind. Kenntnis kann nur ein Plattdeutscher haben, und warum sollte er nicht unparteiisch sein können, der im Plattdeutschen wohl die Sprache seiner Spiele, im Hochdeutschen aber die seiner wissenschaftlichen Bildung zu lieben versteht? Das Gerede in unsern Journalen geht uns also kaum etwas an, denn es ist bekannt, daß fast alle Schreibfedern Deutschlands für den Tagesbedarf von Nichtplattdeutschen geführt werden. — Wir aber haben hier einen zweiten Punkt, auf den wir später zurückkommen.

Sechster Brief.

Diesmal will ich Ihnen eine Frage vorlegen. Ist Sprache ein Adelstitel? Welche lächerliche Frage, antworten Sie. Und doch, gestehen Sie, gerieten sich unsere Journalisten nicht wie ein Adelscapitel, wenn sie vornehm behaupten, das Plattdeutsche sei gar keine Sprache, habe gar kein Recht Sprache tituliert zu werden, sondern sei nur eine Mundart? Ist es nicht so absurd als wenn man stritte ob ein Mensch Mensch genannt werden dürfe? — Oder man macht mit einem epitheton ornans einen Unterschied zwischen wirklicher Sprache und den andern, wie etwa der preußische Staatskalender zwischen Geheimeräthen und wirklichen Geheimeräthen. Was Sie Sprache und Mund-

art in ſolcher Weiſe angewandt finden (und das iſt bis jetzt faſt ohne Ausnahme in allem, was darüber geſchrieben worden), da ſuchen Sie keine Belehrung, dort ſpricht nicht Einſicht und Urtheil, ſondern der Kaſtengeiſt derer die ſich liberal nennen, und Sie wiſſen, daß der blinder iſt als irgend einer. Wenn das Hochdeutſche allein und ausſchließlich den Namen einer Sprache führen darf, ſo wird der Name deutſche Sprache bedeutungslos, da eine Sprache doch nicht aus Einer Sprache und einer Menge Mundarten beſtehen kann. Halten Sie dieſe meine Genauigkeit nicht für Pedanterie! Die Gegner haben die Vieldeutigkeit der Begriffe als Hauptmittel benutzt, um über uns mit Hochmuth Gericht zu halten; dagegen gibt's keine andere Waffe als ihre falſchen Mittel aufzudecken. — Wenn wir aber das was deutſche Zunge ſpricht, ſei es platt oder hoch, gebildet oder ungebildet, deutſche Sprache nennen, ſo faßt dieſe Geſammtheit zwei Hauptgruppen unter ſich, die wir als Plattdeutſch und Hochdeutſch oder als Niederdeutſch und Oberdeutſch bezeichnen können. Der Baum deutſcher Sprache beſteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutſchen und einem platt-

deutschen Sprachstamme, die beide wieder in eine Menge Zweige getheilt sind, und diese Zweige sind die Mundarten.

Wollen wir jetzt die Stellung der hochdeutschen Schriftsprache in dem ganzen deutschen Sprachgebiete angeben, so können wir sagen, um im Bilde zu bleiben, die Schriftsprache ist nicht etwa der Stamm der deutschen Sprache, wovon die Mundarten die mehr oder weniger saftvollen Zweige sind; sie hat eine eminente Stellung, natürlich, — als Trägerin der edelsten Früchte der Wissenschaft und der Poesie, mag man sie als das Edelreis betrachten; aber ein Zweig ist sie unter den Zweigen, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist auch sie nur eine Mundart.

Dadurch wird das Hochdeutsche nicht herabgesetzt, kann es nicht einmal, es bleibt immer die Sprache der Gebildeten, der Kirche, der Bibel, die Sprache vor der man von selbst Respect hat durch eigne Kunde und Einsicht, die das Maß ihres Werthes in sich selbst trägt und keines Vergleiches bedarf um gehoben zu werden. Wir betonen diese Stellung der Schriftsprache zu den andern Mundarten nur um ein Vorurtheil abzu-

wehren. Der Stamm iſt eher da als die Zweige. So iſt nicht die Schriftſprache vor den Mundarten da geweſen. Dieſe ſind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbnis wie Waſſerreiſer und Auswüchſe entſtanden, inſofern wird das Bild falſch; die Mundarten ſind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftſprache als den Stamm anſehen will, dieſe wird verdorren, wenn man die Mundarten abſchneidet die ihr den Lebensſaft zuführen, wie das z. B. beim Franzöſiſchen der Fall iſt. Die Mundarten ſind durchaus nicht ein verſchlechtertes, verdorbtes Hochdeutſch, ſondern die geſunde Grundlage deſſelben, nicht eine Karrikatur der gebildeten Sprache, ſondern der Marmor aus dem ihr Bild gemeißelt iſt. Mundarten in jenem ſchlechten Sinn würden erſt entſtehen, wenn das Hochdeutſche alleinige Sprache Deutſchlands würde, wovor uns Gott behüte, denn dann würden die niederen Stände daraus ein Patois machen, in jeder Stadt Deutſchlands, in jeder Provinz je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ein anderes; denn das Volk wird nie davon abzuhalten ſein, ſich ſeine Sprache zurecht zu ſchneiden, weil man es nie wird anhalten können vollſtändig die hoch-

deutſche Grammatik zu bewältigen. Wir würden alsdann wieder eben ſo viele Mundarten haben wie jetzt, aber nicht als lebendige Wurzeln der geſunden Volksanſchauung, ſondern als Waſſerreiſer einer halb aſſimilierten Bildung. Ach leider geben ſchon mehrere norddeutſche Städte, wo ſich der Handwerker bemüht ſeine ſchöne Mutterſprache zu verläugnen, in einem wahrhaften Gräuelhochdeutſch dazu den Beleg her. Schon daraus ſehen Sie, wie nothwendig es iſt die natürlichen Mundarten Deutſchlands zu pflegen, zu erziehen, ſie nicht herabzuwürdigen.

*

Siebenter Brief.

Jacob Grimm ſagt von der Schriftſprache: man könne die Sprache Luthers als Kern und Grundlage der neuhochdeutſchen Sprachniederſetzung betrachten. Das iſt Thatſache. — Häufiger noch hört man das Wort, Luther habe das Beſte aus den deutſchen Mundarten vereinigt und daraus ſeine Sprache neu gebildet. Das iſt falſch. — Endlich aber, wenn man uns in feierlichem Tone immerfort zum Danke gegen ihn ermahnt als der durch ſeine Sprache die deutſche Einheit herbeigeführt habe, ſo wünſche ich im ſtillen Herzen die deutſche Einheit, mit der Sprache hätte es ſich ſchon gefunden.

Wollen wir denn durchaus wissentlich blind sein und uns blenden lassen, sichtlichen Thatsachen gegenüber? Luther hat keine Sprache geschaffen, so hoch ist noch kein Einzelner je gehoben, daß er dies Wunderwerk thun könne, Sprache schafft nur ein Volk. Er sagt selbst: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen.“ „Das heißt aber nicht ein Gemisch aus Hoch- und Plattdeutsch, sondern die Sprache des mittleren Deutschlands, wie er denn hinzusetzt: „Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache“, oder nach unserm Begriff: Mundart (Tischreden, 1723, S. 639). Luther schrieb also in der sächsischen Mundart, die damals am häufigsten als Schriftsprache gebraucht wurde. Er schrieb in seiner heimischen Mundart. Seine Sprache ist so frisch, so aus Munde weg, so gesprochen, so von Mann zu Mann: sie kann nur als Mutter-

lust erkernt, nur frisch vom Munde erhorcht sein. Sagt er doch auch selbst: „Man muß die Mutten im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden“ um deutsch zu lernen. Und wirklich nahm er seinen Wortschatz zum Theil geradezu vom Schlachter, Weber, Schmiede, wie man aus seinen Studien für die Bibelübersetzung ausdrücklich weiß — beim Schlachten und Metzgen eines Lamms z. B. sah er eifrig zu, merkte sich alle Ausdrücke, die sich die innern Theile zeigen und benennen, und benutzte das Erlernte beim Uebertragen der mosaischen Opfergesetze —, theils natürlich empfing er seine Sprache aus den Schriften, mit denen er sich am innigsten beschäftigt hat, wie z. B. der berühmten älteren „Theologia deutsch“ oder den schlagendsten Schriften seiner Freunde und Gegner aus verschiedenen Gauen Deutschlands; doch diese mag dann bewußt oder unbewußt manches aus den übrigen Mundarten Deutschlands mit eingeflossen sein. — Aber die neuhochdeutsche Sprache steht nicht da wie der Stamm, der aus sämmtlichen deutschen Mundarten, als den Wur-

zeln das edelste Mark in sich vereint hat. Kern und Grundlage derselben ist auch eine Mundart, die sächsische in dem Sinn, in welchem später noch unser grosser Schulmeister Adelung die meissnerische für die einzig maßgebende der gebildeten Rede erklärt. Sämmtliche Frische und Leben hatte sie in Luther, wie in keiner, durch das Heimathsgefühl, ihre hinreissende Gewalt freilich in seinem gewaltigen Herzen.

Nicht einmal die oberdeutschen Mundarten sind von der Schriftsprache ausgesogen; man werfe nur einen Blick in Schmellers altbairisches Wörterbuch oder in Jeremias Gotthelf's schweizerische Schriften, um zu sehen welche Wortschätze, welche Satzwendungen noch unbenutzt liegen. Göthe, der gewaltigste Meister des Reichs hochdeutscher Zunge hat hauptsächlich auch nur aus Mitteldeutschland geschöpft. Vom Plattdeutschen ist seit Luther so gut wie nichts in die Schriftsprache übergegangen was nicht schon allen Stämmen gemeinsam war, höchstens einige einsame Wörter.

Ist es Ihnen nun nicht sonderbar, daß diese Wörter dann mitunter als edlere, poetische Ausdruck gebraucht werden, gegenüber dem gewöhn-

lichen hochdeutschen Ausdrucke des gemeinen täglichen Lebens? Z. B. das plattdeutsche Born (der Born des Lebens, der Born des Heils) hochdeutsch Brunnen, das halbplattdeutsche Odem (der Odem Gottes, nicht der Athem) hochdeutsch Athem. Den Grund davon mögen Sie sich vorläufig suchen, ich werde ihn Ihnen später angeben. Einige wenige Wortformen und Wendungen sind durch Joh. Heinrich Voß, besonders seine vielgelesene Uebersetzung des Homer hochdeutscher Sprachbesitz geworden. Der Mundart Voß hat schon weniger gewirkt, noch weniger E. M. Arndt trotz seines absichtlichen Strebens in seinen prosaischen Schriften.

Vom Plattdeutschen scheint die Schriftsprache also nur wenig Nahrung empfangen zu haben, und doch, wenn es nicht zu leugnen ist daß die Elemente mit an der Sprache bauen, daß Heimath und Umgebung die Sprache modeln, wenn also die oberdeutschen Mundarten durch Himmel und Erde mitgeboren sind, so hat noch ein drittes Element die plattdeutsche Sprache mitgezeugt, und zwar das vornehmste, das Meer. Was das für den Reichthum und den Charakter einer

Sprache sagen will, brauche ich Ihnen nicht näher zu entwickeln.

Warum aber so wenig Plattdeutsch in die Schriftsprache übergegangen ist, das hat denselben Grund mit dem Gebrauch plattdeutscher Wörter wie Born Odem als poetische Ausdrücke den gemeinen hochdeutschen gegenüber: die plattdeutsche Sprache ist die ältere edlere der beiden Schwestern. Erschrecken Sie nicht, ich will keinen Rangstreit wieder anfachen, ich will Ihnen einfach eine Thatsache darlegen und gebrauche dafür einen geläufigen Ausdruck. Es ist nemlich das natürliche Sprachgefühl, das in allen Sprachen die älteren Wortformen wie edlere, vornehme im poetischen oder sonst eminenten Sinne gebraucht. Das thaten schon Römer und Griechen, das thut das Altdeutsche, wenn es wieder noch ältere Formen anwendet z. B. im Nibelungenliede, wo es vom Helden Siegfried heißt er sei ermordet ot statt ermordet. Im Neuhochdeutschen ist es nicht anders. Wenn wir plattdeutsche Wörter im poetischen Sinne gebraucht finden, so hat das natürliche Sprachgefühl herausempfunden, daß das Plattdeutsche in seinen Formen älter ist als das

Hochdeutsche, aber das heißt nicht: früher entstanden, sondern weniger verändert, dem Urdeutsch näher. Dieses Urdeutsch kennen wir nicht, aber seitdem wir die deutsche Sprache aus Schriften kennen, ist sie, wie Jacob Grimm sagt, zweimal aus ihren Fugen gerichen und hat sich aus den Trümmern wieder neugestaltet. Ich kann Ihnen dies nicht im Einzelnen beschreiben, es wird Ihnen indes deutlich welche Revolution es jedesmal muß gewesen sein, wenn Sie nur dies Eine vernehmen, daß eben die Consonanten, die Grimm die Knochen der Sprache nennt, förmlich verschoben worden sind. Glücklicherweise geschah es mit einer durchstehenden Gleichförmigkeit wie nach einer Regel, sonst wäre es dem Deutschen gegangen wie dem Latein, daß der Faden ganz zerrissen und aus der untergegangenen Sprache sich ganz neue entwickelt hätten, wie dort die rumänische, italienische, spanische, französische. Für uns blieb das Deutsche wenigstens deutsch. Jene Regel hat Jacob Grimm aufgefunden. Sie können sie jetzt in jeder guten Grammatik als das Gesetz der Lautverschiebung finden. Danach geht z. B. b in t, t in z über.

Nun aber zeigt das Plattdeutſche eben in ſeinen ſtarren Conſonanten, daß es eine der beiden Revolutionen nicht mit durchgemacht hat, alſo auf einer älteren Stufe des Lautwandels ſtehen geblieben iſt. Z. B. Dœr dot Tid ſind ältere Formen als die hochdeutſchen Tür tot Zeit. Und dieſe durchſtehend ältere Lautſtufe des Plattdeutſchen hat verhindert, daß bei der neuen Conſolidierung der Schriftſprache ſeit Luther ſeine Sprachſchätze nicht unmittelbar ins Neuhochdeutſche eintreten konnten.

Achter Brief.

Dieſe ältere Lautordnung gibt uns zugleich ein Kennzeichen, woran wir die plattdeutſchen Mundarten von den andern unterſcheiden können, und eine Antwort auf die häufige Frage: was denn eigentlich wirkliches Plattdeutſch ſei? Der geborne Plattdeutſche hat dieſe Lautſtellung zum Hochdeutſchen im Gefühl; wo er hochdeutſch ſprechend mit ſeinem Wortvorrath nicht auskommt und ein plattdeutſches Wort einmiſcht, da wird er es dadurch verhochdeutſchen, daß er die Lautſtufe ändert, etwa Füttjer aus Püttjer (Töpfer), zein aus tein (zehn) macht, und Schulmeiſter und Paſtor haben nachgerade dem Armen ſo viel vorgeſchwätzt und die Zeitungen helfen jetzt, daß

er ſich einbildet dadurch ſeine Worte zu veredeln. Bemerken will ich indes hierbei noch, daß viele der plattdeutſchen Worte, welche in die hochdeutſche Schriftſprache aufgenommen ſind, ganz dieſelbe Veränderung erlitten haben, wie z. B. Deich aus Dik. Es können alſo im hochdeutſchen Gewande noch mehr urſprünglich plattdeutſche Worte ſtecken als es ſcheint; weil ſie jetzt ſchwerer zu erkennen ſind.

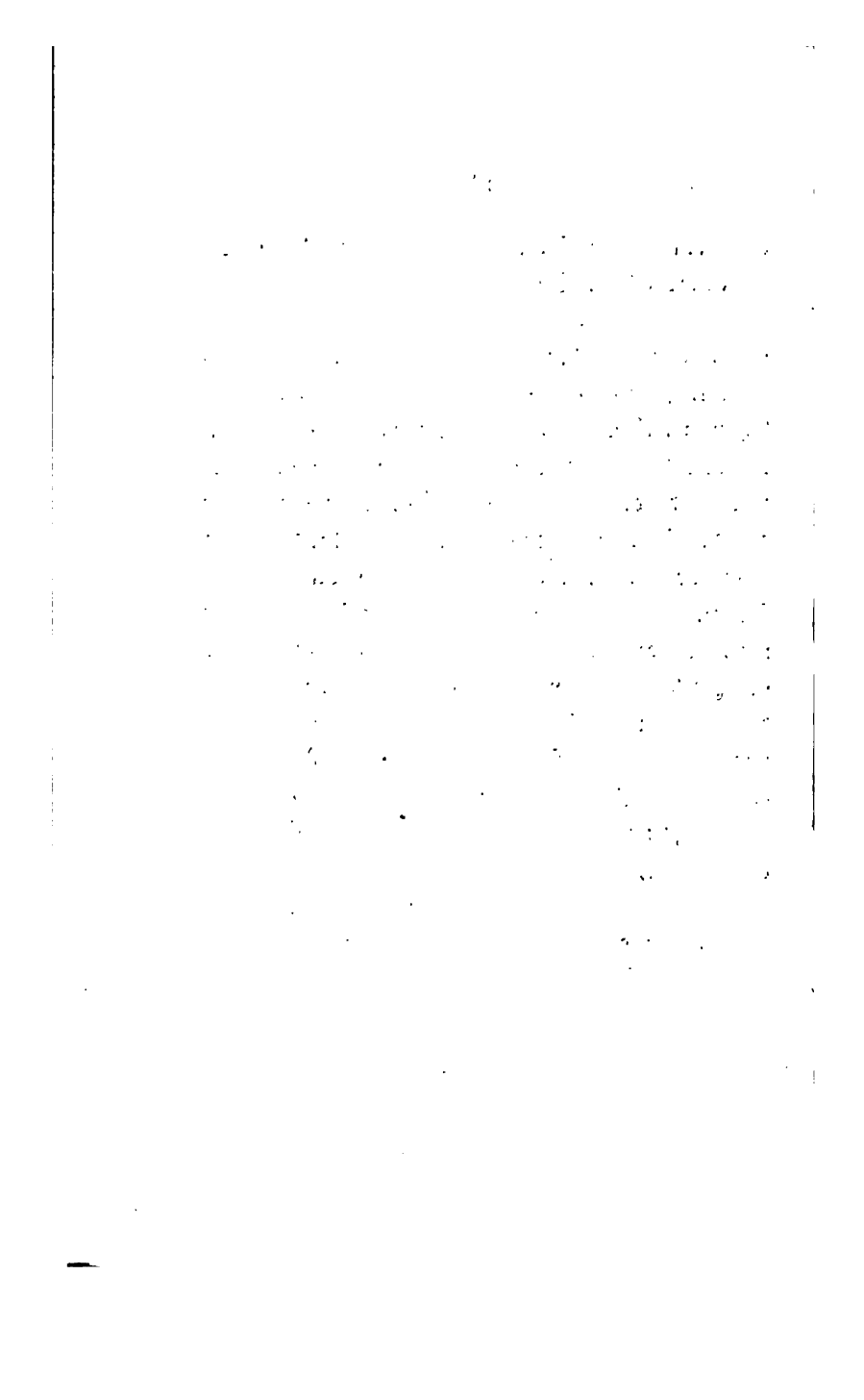
Aber nicht blos ein Kriterion, ein Charakterzeichen gibt uns die Lautſtufe, ſondern zugleich das gemeinſame Band, das durch die plattdeutſchen Mundarten hindurchgeht. Unter all dem andern Unſinn hört man auch immerfort die Behauptung, das Niederdeutſche exiſtiere eigentlich gar nicht mehr ſeit das gemeinſame Band, die niederdeutſche oder niederſächſiſche Schriftſprache zerriſſen und untergegangen ſei, die plattdeutſchen Mundarten ſeien nur membra disjecta ohne Zuſammenhang. Allerdings exiſtiert das alte Niederdeutſche oder Niederſächſiſche nicht mehr, ebenſo wenig aber das alte Hochdeutſche oder Oberdeutſche; das alte Niederdeutſche war aber auch damals nicht das Band der plattdeutſchen Mundarten, ſondern man

ſchrieb damals im Lübeckſchen, Kölniſchen, Ditmarſchen Dialekt, und das neue Hochdeutſch iſt ebenſo wenig das Band der oberdeutſchen Mundarten, ſondern die ausgebildete ſächſiſche Mundart ſelbſt; weder hält es die andern Mundarten zuſammen, denn ſie ſind ſo zerſtreut wie ſonſt, man muß jede für ſich lernen, noch gibt es ihnen Leben, denn kein Tyroler Schütze oder öſterreichiſcher Donaufahrer bereichert ſeine Mundart aus hochdeutſchen Büchern. Das Band der Mundarten iſt überall kein reales, nicht eine eigene höhere Sprache die über den andern ſchwebt; welche Sprache z. B. hat die joniſche, doriſche Mundart zuſammengehalten? Die griechiſche? Beide waren eben griechiſche Sprache.

Verbunden ſind die Mundarten nur durch ein ideales Band: nur dadurch daß ſie zu einander gehören, nur durch ihre Aehnlichkeit, durch ihre Verwandtſchaft, wenn man es ſo nennen will.

Was dies des näheren bedeute, darüber grübeln Sie vorläufig nicht, uns ſoll es vorläufig nicht zu etwas weiter wichtigem dienen. Wir wollen hier nur noch das Reſultat unſerer Unterſuchung in der Weiſe der Naturwiſſenſchaft —

denn eine ſolche iſt die Philologie und Linguiſtik — ausſprechen: Die Mundarten ſind die Species (die Arten) der Sprache, eine zuſammengehörige Gruppe von Mundarten bildet einen Sprachſtamm, gleichſam das Genus (die Gattung). Der letzteren haben wir zwei. Und wenn wir von nun an von hoch- und plattdeutſchen oder von ober- und niederdeutſchen Mundarten, oder von einer oberdeutſchen (hochdeutſchen) und plattdeutſchen Sprache reden, meinetwegen auch die Schriftſprache par excellence hochdeutſche Sprache nennen, ſo bezeichnen dieſe Begriffe uns nichts als die Sache womit wir es zu thun haben, wie in der Botanik die Namen der Pflanzenſpecies und Genera nur das Object angeben, nicht aber die zufälligen Beſtimmungen der vulgairen Anſchauung: ob eine Pflanze wild oder cultiviert, echt oder unecht, Kraut oder Unkraut ſei, denn für die Wiſſenſchaft ſind alle echt und ſpontan, und Unkraut iſt ihr die einzige noch unbekannte Pflanze.



Dritte Abtheilung.

Neunter Brief.

Man spricht immer von dem Treiben der Plattdeutschen Schriftsteller als hätten sie die Absicht das Hochdeutsche zu verdrängen, wenigstens in plattdeutschen Landen ihre Mundart zur geltenden Schriftsprache zu machen. Es hat nicht geholfen, daß schon seit der ersten Auflage des Quickborn in der Vorrede desselben zu lesen stand: „Wir wollen nicht aus Specialinteresse, daß unsere gemeinsame Schriftsprache durch das Plattdeutsche verdrängt werde“; wenn gesagt worden, daß Religion und Wissenschaft ihre Sprache behalten müßten, daß man die Mundart von Kanzel und Schule ausgeschlossen wünsche.

Man ſcheint dies ehrliche Wort für eine Finte zu halten, beſtimmt unter dem Deckmantel der Beſcheidenheit das erſte Plätzchen erobern zu helfen, das Weitere werde ſich finden. — Könnte man ſich denn nicht durch den Augenſchein überzeugen? Sehen die Gedichte der Dethleffs, der Quickborn, die Vertelln, die Läuſchen und Rimels von Fritz Reuter danach aus, daß ſie eine Revolution der Sprachverhältniſſe Deutſchlands bewirken ſollen und können? Sehen ihre Verfaſſer danach aus, daß ſie ſo ſchlau verborgene, ſo weit gehende Unternehmungen im Schilde führen? Keiner wird mit ja antworten können. Und demnach fragt man ſogleich wieder: was wollen ſie denn, wenn ſie nicht die Abſicht haben, das Plattdeutſche wieder zur Schriftſprache zu machen? Als wenn Niemand eine neue Blume pflanzen oder eine veraltete neu aufziehen könnte ohne die Abſicht, Nachbars Gärten und Aecker damit zu überwuchern. Kann man ſich nicht an der Blume erfreun? und wenn ſie mißfällt, gleichgültig vorüberwandeln?

Die Plattdeutſchen wollen keinen andern Platz einnehmen als worauf ſie ſtehen. Iſt dort nicht Raum für ſie? Drängen ſie ſich auf mehr als

andere? Sie wollen nicht plattdeutsch philosophieren, plattdeutsch docieren, plattdeutsche Compendien, Conversationslexica, litterarisch kritische Journale schreiben. Wo haben sie dazu Miene gemacht? Fürchtet man denn von den 9 Millionen Bauern, die jeden Tag nichts anders als Plattdeutsch reden, daß sie den Hochdeutschen ins Handwerk fallen?

Aber ihren Platz wollen sie, und sie haben ein Recht dazu. Sie wollen nicht erobern, aber erhalten. Man sammelt so viel Reliquien der Vergangenheit in Museen und Bibliotheken, man sammelt alte Knochen und alte Bücher; sie wollen ein lebendes Monument der alten Zeit erhalten: Sprache und Sitte; sind sie darum zu tadeln und scheel anzusehen? Das Nivellement geht reißend schnell über den Erdboden, Wüsten und Wälder verschwinden, aber auch Charaktere: sie wollen erhalten was zu retten ist, was unwiederbringlich mit der Sprache untergeht. Ein Bauer, der seine Sprache spricht, frei und sicher, ist ein Mann, er bringt uns den Lebenshauch einer eignen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so borniert, so bauk sie sein mag, er kommt nie an uns heran

ohne irgend eine Erfrischung der Seele; ein hochdeutsch stammelnder Bauer wird ein Karrikatur von uns, ein schaler Abdruck unserer selbst, er wird was Kellner und Wirthe schon lange geworden, seit die guten alten Gasthäuser verschwunden sind.

Wir Norddeutsche sind conservativ und liberal zugleich. Wir wollen Sprechfreiheit. Sollen wir nicht reden können wie uns der Schnabel gewachsen? wie wir uns verstehen? Aber nein! Die Hochdeutschen wollen uns uniformieren, sie wollen uns zu ihren Brüdern machen, aber nicht sich zu den unsern, wir sollen immer aufgeben, hingeben, nun gar unser Eigenthümlichstes, unsere Sprache. Denn Sprache Volksgeist sind eins und dasselbe. Man kann sie nicht eng genug verbunden denken, sagt W. v. Humboldt; wenn man eins von beiden genau genug kennte, müßte man das andere daraus construieren können.

Uns geneigt zu machen, wird uns unsere Eigenthümlichkeit als Rohheit, unser Reichthum als Armuth vorgehalten. Es wird uns vordemonstriert, was wir alles nicht sagen können,

unſere Sprache ſei nicht im Stande die höheren Lebensverhältniſſe, wiſſenſchaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältniſſe auszudrücken. Und gerade daſſelbe behauptete Leibnitz vor 100 Jahren, 50 Jahre vor Göthe und Kant vom Hochdeutſchen, „der Haupt- und Heldenſprache“, wie er ſie trotzdem nennt. Der Unſinn iſt groß. Eine Sprache kann gerade das nicht ausdrücken, was ſie noch nicht ausgedrückt hat. Mehr kann man nicht behaupten. Wer kann beſtimmen, was ſich plattdeutſch nicht ſagen ließe? Es komme der Mann, der irgend etwas zu ſagen hat — er wird es eben ſagen, plattdeutſch wenn er ein Plattdeutſcher iſt. Was behauptete man von dem Plattdeutſchen kurz vor dem Quickborn? Die Sprache ſei nur zum niedrig Komiſchen brauchbar. Wenn jetzt jemand behauptet, ſie könne keine klaſſiſche Metra ausprägen, ſo bin ich überzeugt wird er erſt im Quickborn zuſehen, ob dort nicht doch klaſſiſche Metra ſich finden, und findet er dann den Hexameter, ſo ſagt er: freilich Hexameter, das geht noch, allein Sapphiſche Strophen ꝛc. das geht nicht, und mit dem Hexameter haperts. Und das wird man ihm glauben weil man es wünſcht.

Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem — wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod — nicht etwa im Quickborn, sondern alle Tage ausspricht. Oder begrüßt der Vater seinen Erstgebornen hochdeutsch? Und flüstert der Bräutigam seine Liebe erst, wenn er sie übersetzen kann? Oder ist diesen Leuten anders zu Muth wenn Vater und Mutter stirbt, als etwa einem Geheimerath? O welche Sünde begeht man mit unsinnigem Gewäsch! Man raubt denen das Vertrauen an sich selber, am eignen Wort, am eignen Gefühl, die da gläubig genug sind zu den Schwätzern hinaufzublicken als zu den Höheren.

Fähig ist das Plattdeutsche zu allem, man kann sich über Wissenschaft und Religion darin unterhalten. Wenn andere behaupten nein, was kann ich dafür, daß sie nicht plattdeutsch können? Wer hat sich denn je um seine plattdeutsche Sprache bemüht wie er es um seine hochdeutsche gethan? Wenn der Pastor nicht plattdeutsch mit seiner Gemeine über Glauben und Pflichten sprechen kann, so liegt's nicht an der Sprache, es liegt an ihm, der die Sprache nicht beherscht. Ein positives

Beispiel hebt alle jene Einwendungen auf. Verfasser dieses kann es und könnte einen tüchtigen Rechtsgelehrten nennen, der ihm sagte: er spräche häufig über Recht und Religion mit seinen Landleuten, und zwar nur plattdeutsch, und wäre nie dabei in Verlegenheit um Ausdrücke und Wendungen.

Also fähig ist unsere Muttersprache, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Was die Zeit ihr geben kann, ist nicht Inhalt, sondern Form. Eine noble Frisur ist bald hergestellt, wenn nur ein kräftiger Haarwuchs vorhanden ist. Allgemeine Begriffe entstehen aus besonderen, abstracte aus concreten ganz von selbst, sobald das Bedürfnis der Abstraction da ist. Gerade an concreten Ausdrücken, am Holz, hat das Plattdeutsche Ueberfluß. Fähig ist es zu allem wozu man eine Sprache braucht, nur gottlob noch nicht zu den Sprüngen und Hoppsen wozu man eine Sprache nicht misbrauchen sollte, wozu man die Hochdeutsche gezwungen, wodurch man ihre Glieder verrenkt und verbogen hat. Oder sollten die Millionen leerer Formeln, die man in der

gebildeten hochdeutschen Gesellschaft allabendlich auswechselt: — „Ich bin entzückt, Ihre werthe Familie in so ausnehmendem Wohlsein zu finden" — und worin gerade die heranwachsende Jugend sich einübt; die Millionen unsinniger Constructionen, welche in Kaufmannsbriefen umlaufen: — „Anbei übermache Factura mit 100 ℔, wofür mich zu erkennen bitte" — der Wortschwall von Nichtssagen, den tausend deutsche Zeitungen täglich verbreiten: — „KK. MM. geruhten Ihr Absteigequartier bei ꝛc. Der Hamburger Börse schien es in letzter Zeit an Kraft zu fehlen einen neuen Aufschwung zu nehmen" — das Wortgeklingel unserer Predigten von der Kanzel, die gewöhnlich treu Decennien lang die Farbe irgend einer Autorität tragen, die hier zu Lande z. B. Claus Harms' versetzte Wortfolge karrikieren: ich sage sollten diese Verzerrungen ohne Spuren für die Sprache bleiben? Dazu freilich ist das Plattdeutsche unfähig, aber nicht seine Schwäche macht es unfähig, sondern seine Gesundheit und Stärke.

Zehnter Brief.

Wenngleich nun die plattdeutſche Sprache zu jeder ſprachlichen Anwendung fähig iſt, ſo wollen wir trotzdem nicht, daß ſie zu jeder Anwendung gelange, wir wollen ſie nur in ihrem natürlichen Platz erhalten, wir wollen ſie nicht aufgeben, wir wollen überhaupt den Vortheil zweier Sprachen haben und ausbeuten. Wir ſind Plattdeutſche und wollen es bleiben, aber Deutſche ſind wir vor allen Dingen. Mag noch ſo wenig Troſt und Ehre darin liegen, noch ſo wenig Vortheil darin ſtecken: was dieſer rechtliche Titel uns einmal bietet, das wollen wir uns nicht nehmen laſſen. Luther Leſſing Göthe Schiller ſind unſer, Kant und Hegel dazu. Wir laſſen ſie uns nicht nehmen, wir geben ſie nicht hin für einige rohe Producte einer

uncultivierten Sprache, nenne die ſich ſchwäbiſch oder mecklenburg-vorpommerſch. Aber wenn der Quickborn oder ein Anderer uns etwas beſonderes bieten, was Klopſtock Schiller Göthe uns nicht gewähren können, nun ſo nehmen wir auch das als unſer Eigenthum und fürchten nicht, daß unſere Schultern zu ſchwach ſeien für ſo viel Gaben, unſer Gehirn zu weich für zwei Litteraturen auf einmal, unſere Zunge zu ungelenk zwei Sprachen zu ſprechen.

Es ſteckt kein Gift im Plattdeutſchen, auch nicht einmal das Gift wodurch die norddeutſchen Glieder ſo derbe werden. Wir laſſen die Hochdeutſchen reden, die da klagen, daß wir nicht völlig werden wollen wie ihrer Einer. Unſere Mutterſprache wird uns nicht ſalonsfähig machen, aber fähig wird ſie unſere Herzen erhalten für Einfalt und Treue, und hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern ſein, wo man die reden läßt, die uns nicht verſtehen, aber Schande über den ſpricht, der die Sprache verleugnet, die an ſeiner Wiege geklungen.

Dies iſt für die und im Namen Derer geſprochen, die ſelbſt reden könnten ja müßten, wenn

sie denken wollten, die Gebieter der plattdeutschen Lande: für die Armen, denen wir Vormund sein müssen, lauter die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing Schiller Göthe gar nicht vorhanden, für sie ist die Literatur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht Plattdeutsch sprächen. Oder lesen die Winzer des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil wenn noch im Volke die Bibel d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit deutschen Geistes soll herbeigeführt haben, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch ganz was anderes auszurotten als unsere Muttersprache. Aber eine Sünde ist es und eine Lüge dazu, wenn ihr den plattdeutschen Armen einreden wollt, alles was aus ihrem Munde gehe, sei eitel Schmutz und Rohheit, sie müßten sich verkriechen und ihre Sprache nicht laut werden lassen. Riſt sagt in seiner Biographie Schönborns: „Wie hülflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeschoben hätte, die nicht aus seinem Boden gewachsen, dem man auch das

bindende Element ſeiner geſelligen Abgeſchloſſenheit, ſeines unverſiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speiſe würzt. Ein Volk ohne Scherz iſt unheimlich wie ein Wald ohne Geſang. Und es würden Generationen vergehen ehe man wieder hochdeutſche Scherze in unſeren Dörfern vernähme."

Elfter Brief.

Darum wünſchen und hoffen wir, daß das Volk ſeine angeborne Mundart bewahre. Darum ſchreiben wir plattdeutſch. Das Volk muß ſie wieder achten lernen; und dazu gibt's kein ander Mittel. Wir ſchreiben um die Ehre der plattdeutſchen Sprache zu retten. Freilich, ſagt Claus Harms, halten wir damit die hochdeutſche Sprache nicht auf, ſie hat ſich, die Haupt- und Heldenſprache, wie ſie von Jemand genannt iſt, gar zu ſehr feſtgeſetzt. Und Jacob Grimm weisſagt den Plattdeutſchen wie allen Mundarten, daß ſie vom Hochdeutſchen werden verſchlungen werden. Wenn das der natürliche Lauf der Dinge iſt, ſo wollen wir uns darein ergeben, nicht aber mit Jauchzen,

ſondern mit Trauer: wir hätten nur zu verlieren, ja ganz Deutſchland mit uns.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß wir dann ſtatt der friſchen Volksmundarten Dialekte bekommen würden, die durch Depravation der Schriftſprache entſtehen. Wäre dies nun das unvermeidliche Loos der deutſchen Sprache, ſo möge es kommen. Soweit aber bloße Unwiſſenheit und Vorurtheil an der Zerſtörung arbeiten, ſei es auch mit großen Reden für deutſche Einheit und Volksbildung, ſo weit wollen wir uns wehren, wollen Urtheil und Einſicht zu verbreiten ſuchen, und entgegenhalten ſo viel wir können. Dazu werden uns die Gelehrten helfen, welche die Reſte volksthümlicher deutſcher Poeſie in Sagen, Liedern, Märchen, in Sitten und Gebräuchen, welche der Schatz deutſcher Zunge in Wörterbüchern und Idiotiken nun ſchon ſeit Jahren mit Fleiß und Hingebung ſammeln. Hier iſt ein Feld nicht bloß zu ſammeln, ſondern wirklich zu erbauen, ein Gebiet, wo man nicht bloß wehmüthig zuſehen, ſondern muthig eingreifen kann, wo Kritik, Forſchung und Dichtung arbeiten können. Dann wird ſich die Einſicht verbreiten über Dinge, die ja ſonnenklar ſind,

Prediger und Schullehrer werden helfen, deren eigentliches Amt es iſt, das Volk in ſeiner Integrität zu conſervieren, auf dem vorhandenen Grunde das gute Neue zu bauen.

Uebrigens glauben wir gar nicht an Jacob Grimm's Prophezeiung. Hoffentlich lebt er noch lange genug zum Heil deutſcher Sprache und Geſinnung um auch hier ſeine Meinung zu ändern, wie er es ſchon in einem anderen wichtigen Falle gethan hat. Seine Gründe ſcheinen uns nicht ſtichhaltig. Doch wollen wir nicht eine Reihe Gegengründe anführen, die auch nur die Wahrſcheinlichkeit nach der andern Seite neigen, nicht aber eine Gewißheit herbeiführen können, die in ſolchen Dingen keines Menſchen Auge zu ſchauen vermag.

Zwölfter Brief.

Statt deſſen wollen wir, da es noch lebt, den Werth des Plattdeutſchen für die Geſammtſprache und die ganze Nation, und die Berechtigung unſeres Strebens für ſeine Erhaltung näher begründen. — Darüber muß ich etwas weiter ausholen.

Mit der politiſchen Einheit Deutſchlands hat die Sprache gar nichts zu thun, dieſe Einheit wird durch ganz andere Mächte geſtört oder erhalten. Es iſt Frankreich ganz gleichgültig, ob das Elſaß deutſch ſpricht, wenn es nur franzöſiſch iſt, und das iſt es leider aus dem Grunde. Wer Angeſichts ſolcher Thatſachen, wer im Anblick des Elſaß, der

Schweiz, der Oſtſeeprovinzen, die alle deutſch und alle nicht unſer ſind, von der deutſchen Sprache als der bindenden Macht redet, die Deutſchland zuſammenhalten ſoll, der iſt vernünftigen Gründen gar nicht mehr zugänglich. Und ob auch Tauſende behaupten die Sprache ſei das Band unſerer Einigung, ſo weiſe ich ſie hin auf die verlorenen deutſchen Lande und frage, warum ſie nicht mit im Band und Bunde ſind? Es ſcheint, daß der lebhafte Wunſch nach einem großen und ſchönen Ziel förmlich blind macht. Man phantaſiert ſich Hülfe und Mittel, wo gar keine zu finden ſind.

Die Sprache iſt gar keine reale Macht. *Wales iſt ſo engliſch wie nur eine Provinz, es iſt das Herz von England*, und doch iſt die Volksſprache dort nicht das Engliſche, ja eine ausgebreitete Walliſiſche Litteratur führt ihr abgeſondertes Leben für ſich; Frankreich hat die Centraliſation bis zum Extrem getrieben, und doch leben in Frankreich ſo viele Mundarten als faſt in Deutſchland. Der Bauer aus der Bretagne verſteht kaum den aus der Normandie, den Provençalen ſchon gar nicht. Jede andere materielle Gemeinſchaft iſt ſtaatlich bindender als die Sprache z. B. gleiche Erbge-

ſetze, Wechſelrechte ꝛc.; Paß- und Zollordnungen trennen ſchärfer als die Dialekte, mehr noch ſcheiden Ungleichheiten in Sitten und Gebräuchen, beſonders in der Religionsübung. Sogar die Verſchiedenheit der Nahrungsmittel ſetzt ſich der Einigung entgegen. Wo der Norddeutſche ſein duftiges Schwarzbrod und ſeine ſüße Butter nicht findet, der Baier nicht ſein klares Bier, da iſt nicht ſo recht ihre Heimat. Und wie viele von den 30 Millionen Deutſchen bewegen ſich denn ſo weit vom Platze um aus eigner Anſchauung die Einheit oder Verſchiedenheit der Sprache zu empfinden, an der Sprache zu fühlen wie weit Deutſchland reicht? Zur Bequemlichkeit einiger Reiſenden ſcheint es uns doch kaum nöthig, daß wir 9 Millionen Plattdeutſche unſere Mutterſprache ändern.

Die Idee unſerer Zuſammengehörigkeit liegt tiefer als dies, ſie hat einen durchaus ethiſchen Grund. Soweit dieſe ethiſche Gleichartigkeit ſich äußerlich in Sprache und Litteratur ausprägen kann, iſt es in unſerer Schriftſprache geſchehen. Natürlich wäre es ein Unglück dieſe einzubüßen. Aber das iſt ſo unmöglich, wie daß wir mongoli-

ſches Blut in unſere Adern bekämen. Es iſt demnach nichts zu befürchten, auch wir Plattdeutſche werden deutſch bleiben, ſelbſt wenn wir unſere Sprache lieben und ehren und für ihre Erhaltung Sorge tragen.

Dreizehnter Brief.

Als zuerſt unſere alte deutſche Litteratur, das Nibelungenlied, die Minneſänger, gar das Gothiſche in der Bibelüberſetzung des Ulfila wieder ſo zu ſagen entdeckt wurde, wenigſtens zu Ehren und Bekanntſchaft kam, da erwartete man Wunderdinge davon für die Erfriſchung unſerer Litteratur und Sprache. Namentlich glaubte man daß die Schriftſprache hier aus dem Urquell germaniſchen Geiſtes ſchöpfen und ſich neu beleben würde. Ludwig Tieck z. B. ſprach mit Begeiſterung und geheimnisvollen Winken, als hätte er ſchon einen Geiſt getrunken, der aber nur Eingeweihte anhauchen würde. Nicht er allein, ſondern viele Andere mit ihm erwarteten zumal, daß ein

Schatz alter vergrabener Wörter neu belebt in die Reihen unserer abstracten Begriffe treten, unserer Sprache wieder Fleisch und Blut geben würde, wovon sie offenbar soviel eingebüßt.

Diese Hoffnungen sind nicht eingetroffen. Der Geist will sich nicht offenbaren, der unsrige ist ihm zu verschieden. Die Begriffe wollen sich nicht assimilieren, der Sprachschatz des Neudeutschen hat sich aus dem alten nicht vermehrt. Tiecks, Simrocks, Ettmüllers Uebersetzungen sehen aus wie neue Kuchen mit alten Rosinen, es ist ein wunderlich Essen.

In dem Sinne hoffen wir auch nicht vom *Plattdeutschen*, daß die Schriftsprache gewinnen wird, wir halten es nicht einmal für einen großen Gewinn überhaupt, wenn eine Reihe guter Wörter neu ins Hochdeutsche träten, es würden doch nur Nomina sein, seltener Verba. Ausdrücke für Begriffe hat es aber bereits im Ueberfluß. Dennoch wäre es wohl eher möglich, daß lebende plattdeutsche als veraltete mittelhochdeutsche Wörter in unsern Sprachschatz paßten und ihm angeeignet werden könnten, besonders wenn die Lautstufe nicht entgegensteht oder sich ohne Zwang än-

dern läßt. Joh. Heinr. Voß iſt darin geſchickt und glücklich geweſen, wie ſchon erwähnt, unſere andern norddeutſchen Meiſter im Ueberſetzen waren überall dazu geneigt, aber nicht immer ſo glücklich, z. B. Koſegarten in Richardſons Klariſſa, Bode der Hamburger, Freund von Claudius und Begründer der Zeitſchrift „der Wandsbecker Bote“ in Smollet's Humphry Klinker. Von ihm ſchreibt C. A. Böttiger der Sachſe ſchon 1795, man könne „bloß aus dem Bodeſchen Klinker Adelungs Wörterbuch um mehr als 400 untadelhafter, und was mehr ſagen will, unentbehrlicher Wörter und Wendungen bereichern.“ Dennoch ſind wenige davon geblieben und als Gemeingut in die Schriftſprache übergegangen.

Wir ſind darin nicht ſo glücklich wie die Engländer, die jeden einzelnen Ausdruck der ihnen begrifflich paßt, der ſchlagend iſt oder irgend eine intereſſante Seite des Begriffs darſtellt, in ihre gebildete Rede aufnehmen können, ſei der Ausdruck fremd oder heimiſch, veraltet oder mundartig. Ihre Sprache behält dadurch eine Friſche die uns abgeht. Welche Curioſa von Wörtern finden ſich allein im Macaulay ohne daß ſeine Sprache je

buntſcheckig wird oder den echtengliſchen Charakter verliert: indiſche, griechiſche, italieniſche, techniſche aus den verſchiedenſten Gebieten, vulgaire Ausdrücke der Lazaroni und Straßenjungen und unter dieſen oft ſchlagend lebendige Verba.

Unſer Hochdeutſch ſträubt ſich dagegen, ein Wort in fremdartigem Gewande ſtößt es aus, oder aſſimiliert es wenigſtens nicht. Der Engländer z. B. ſagt geradezu mit dem Straßenbuben bus für Omnibus, wir würden dergleichen nicht wagen; fremde Verba bezeichnet unſere Sprache als undeutſch durch eine eigne Endung ieren (ſpazieren), und mundartige Verba nimmt ſie gar nicht auf als im Scherze. In ſeinem gegenwärtigen Zuſtande hat das Hochdeutſche alſo offenbar zu wenig Aſſimilationsvermögen, um aus ſeinen Dialekten der Gegenwart und Vergangenheit ſich geradezu Stoff anzueignen. Doch läßt ſich nicht ſagen, ob dafür nicht einmal ſpätere Zeiten ſeiner Entwicklung günſtiger ſein werden.

Vierzehnter Brief.

Aber sehen wir davon ab, sehen wir auch ab vom Altdeutschen, das seine Wirkung für deutschen Geist und deutsche Litteratur wieder nach einer ganz anderen Seite hinübt: so hat das Plattdeutsche, obgleich sein Wortschatz vom Hochdeutschen fast unbenutzt liegt, doch auf die Schriftsprache einen bedeutenden heilsamen Einfluß geübt und wird diesen Einfluß vielleicht noch einmal in Zukunft in einem viel größeren Maaße gewinnen. Worin der Einfluß besteht, das könnte ich Ihnen mit einem Worte sagen, es würde aber abstract und wie nichtssagend erscheinen. Wir müssen die Sache etwas mit eignen Augen besehen.

Leſſing ſagt von ſich, daß er den ganzen Umfang ſeiner Mutterſprache erſt in Hamburg d. h. durch das Plattdeutſche (Leſſing war ein Lauſitzer) habe kennen lernen. Das bedeutet bei dieſem Mann der That, dem das deutſche Wort Waffe war wie Keinem je, gewis nicht daß er in Hamburg einige volksthümliche plattdeutſche Worte und Wendungen gehört, gebraucht oder wieder vergeſſen hat: es finden ſich auch wohl kaum einzelne plattdeutſche Vocabeln in Leſſings Sprache ſeit ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie. Die Einwirkung des Plattdeutſchen wird daher noch von anderer Art geweſen ſein. Wäre es unmöglich, daß ſein wunderbarer Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitſchriften mit dem hamburgiſchen Paſtor Goetze ſeine Vollendung erreicht, dem Plattdeutſchen Dank ſchuldig ſei? Denn es iſt doch merkwürdig, daß bei der Entwicklung der deutſchen poetiſchen Nationallitteratur Nord- und Süddeutſchland immer abwechſelnd und faſt im ſelben polaren Gegenſatz das neue Triebreis anſetzten das den Baum höher hob. Und dabei vertritt Norddeutſchland faſt immer das verſtändige, logiſche Element wie z. B. in den Hambur-

gern Brockes und Hagedorn, den Ernſt und zugleich den trocknen Humor oft bis zur echten Volksthümlichkeit wie im Wandsbecker Boten, oft bis zur hausbackenen Proſa wie in dem Itzehoer Johann Müller (Siegfried von Lindenberg). Satz und Sprachbau der norddeutſchen Dichter früherer Zeit iſt immer klar, einfach, ein Mann wie Fiſchart z. B., auch wie Jean Paul wäre in Norddeutſchland unmöglich geweſen: die Form wiegt bei uns über.

Trotz Opitz und den Bemühungen der Schleſier war Johann Heinrich Voß es, der Norddeutſche, der den Hexameter für unſerer Dichtkunſt eroberte. Selbſt Göthe und Schiller haben von ihm zu einer Zeit als ſie längſt anerkannt die erſten Dichter Deutſchlands waren, Proſodie und Metrik gelernt. Der Göttinger Hainbund, meiſt aus Norddeutſchen beſtehend, hielt (wie ich namentlich aus einem zum Theil noch ungedruckten Briefwechſel zwiſchen Bürger und Boie erſehe) mit einer Strenge auf logiſche Reinheit und auf die Sauberkeit des Satzbaues, wie ſich unſere jetzigen Verskünſtler wohl nicht träumen laſſen. Ein neuer wohlklingender Reim iſt ihnen wie ein Fund, ja unſer ganzer

Reimvorrath, den wir gegenwärtig am meiſten anwenden, iſt hauptſächlich vom Hainbund flüſſig gemacht. Die wohlklingendſten deutſchen Verſe ſind von Norddeutſchen geſchrieben, gegen Bürgers Vocal- und Conſonantenmuſik kann nicht einmal Göthe wetteifern, in Geibel und Freiligrath (einem Lübecker und einem Weſtfalen), um ein paar Lebende zu nennen, zeigt es ſich noch einmal, in letzterem ſogar der Reimklang bis zum Extrem. Man vergleiche einmal die Lenore:

Lenore fuhr ums Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen.
Biſt untreu Wilhelm ꝛc.

mit dem Erlkönig:

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind.

Von der innern Form ſprechen wir hier nicht. Oder in des Pfarrers Tochter:

Die Mauern wie Silber,
Die Dächer wie Stahl,
Die Fenſter wie brennende Spiegel.

Zum Theil beruht es auf dieſem einſchmeichelnden Wohlklange, daß Bürgers Balladen die bekannteſten aller deutſchen Gedichte und tief in die Volksſchichten hinab gedrungen ſind, wohin ſonſt nur unſere echten Volkslieder zu gelangen pflegten.

Funfzehnter Brief.

Ich erkläre dieſe Erſcheinungen in der hochdeutſchen Litteratur aus der Einwirkung der plattdeutſchen Sprache — des plattdeutſchen Volksgeiſtes mögen Sie ſagen — aber der wird ſich Dichtern gewis nicht klarer offenbaren können als in der Sprache. Um es auch Ihnen zu erklären, muß ich Sie jetzt etwas tiefer in die Eigenthümlichkeiten — ſagen wir gleich Vorzüge — des Plattdeutſchen gegen das Hochdeutſche einführen. Wir kehren damit auf einem langen Umwege, aber wie ich hoffe reicher und klarer zu unſeren erſten Fragen zurück, wie ich es Ihnen verſprochen hatte. — Die Vorzüge unſerer Mutterſprache (ihre Mängel gehen uns hier darum nichts an,

weil gerade ſie von der Schriftſprache überwunden, alſo für dieſelbe ohne Wirkung ſind) entſtehen zum Theil aus ihrer glücklichen Stellung als eine nur geſprochene Sprache an der Seite einer hauptſächlich in der Schrift lebenden Schweſter.

Die deutſche Philoſophie hat ſeit dem erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts, ſeit Chriſtian Wolf (der ſie zuerſt deutſch lehrte zum Aerger ſeiner Collegen, die nur das Latein dazu für würdig hielten) unſere Schriftſprache am meiſten und tiefſten umgeackert. Was Leibnitz an ihr vermißte: die Ausdrücke für abſtracte Begriffe, das hat ſie durch unſere Philoſophie gewonnen, aber nicht ohne zugleich den ganzen Trouble widerſprechender Syſteme, die ſich folgten und ſich ſtürzten, mit durchzumachen. Es gibt wohl wenige ethiſche oder metaphyſiſche Begriffe, die nicht irgend einmal auch ihr Gegentheil bedeutet haben auf dem Gebiete, wo „Kraft, Geiſt, Materie, Freiheit, Unſterblichkeit, gut und böſe, Gott und Teufel“ ſich tummelten, ſich ſetzten und ſich aufhoben.

Die plattdeutſche Sprache hat das Glück gehabt, daß weder die Invaſion franzöſiſcher Sprache, noch franzöſiſcher Atheismus, nicht deutſcher Pietis-

mus oder Atomismus und Neuhegelei ihre Begriffe verwirrt hat. Sie ſpricht noch geradezu und meint was ſie ſagt. Entbehrt ſie der Uebung in der Abſtraction, ſo hat ſie dafür ſinnliche Sicherheit, die nicht zweifelt an dem was die Augen ſehen und die Hände faſſen. Dies iſt keine Fiction. Es gab eine Zeit, wo nicht bloß die Lehrbücher der Logik und Metaphyſik, ſondern wo die Litteratur ſo weit ſie in tiefere Unterſuchungen einging oder ſich das Anſehen davon geben wollte, bis in die Romane hinein, die Sprache Kants redete, Schlagwörter und Wendungen aus der „Kritik der Vernunft“ gebrauchte. Oder iſt Ihnen das nicht ſelbſt in Schillers Gedichten der dritten Periode aufgefallen? Von ſeinen herlichen proſaiſchen Aufſätzen nicht einmal zu ſprechen.

Dann kam der Schellingianismus und die Naturphiloſophie. Ihre Sprache war noch leichter faßbar als die kritiſche des Alten vom Königsberge. Und mit welcher Begeiſterung iſt nicht in dieſer Sprache gepredigt worden! Denken Sie an Henrik Steffens, Gotthilf Heinrich Schuberth, Oken. Von Hegel werden Sie ſelbſt wiſſen, da es noch nicht lange iſt, daß man faſt an jedem

Wirthstische Deutschlands wo man sich ruhig niederließ, mit den scurrilen Sprachbrocken der absoluten Methode gepeinigt, in Universitätsstädten fast getötet wurde; wo jedes Buch, jedes Journal mit dem Sein, Nichtsein, dem absoluten Geist und dergleichen Dingen kokettierte. Jetzt ist auch diese Zeit vorüber, die ganze Philosophie ist in Miskredit. Aber wo Sie noch jetzt ein Buch lesen wollen, das irgend einer tiefere Seite menschlichen Interesses berührt, da müssen Sie bei den Hauptbegriffen der Untersuchung z. B. Freiheit, Seele, Geist, Sein, Gott ꝛc. immer erst sich vorsehen, immer erst nachforschen, in welchem Sinn sie gebraucht sind; in jeder der drei Hauptperioden deutscher Philosophie gewis in einem andern, von jeder Partei philosophischer Ueberzeugung in der Gegenwart mit besonderer Bedeutung. Dagegen steht das Plattdeutsche da wie der unbeirrte gesunde Menschenverstand.

Misverstehen Sie mich nicht, ich will nicht die Größe der Aufgabe verkennen, ich will gern gestehen daß diese unendliche Arbeit des Geistes gethan werden mußte. Aber ich schätze Deutschland glücklich, daß es an seinen Mundarten, ja an dem

einen ganzen Stamm ſeiner Sprache einen Regulator beſitzt, der das natürliche Bewußtſein dadurch erhalten hat, daß er nicht philoſophierte, daß er Mundart geblieben iſt.

Sechszehnter Brief.

Ein zweiter Vortheil des Plattdeutſchen als Mundart entſteht ihm daraus, daß es ſich von ſchleppenden Endungen befreit hat. Der ſchlagende Beweis liegt am Holländiſchen vor, dem einzigen plattdeutſchen Sprachſtamm mit einer alten Litteratur. Daß dem Plattdeutſchen ohne Ausnahme dieſe ſeine nächſtverwandte Mundart zuwider iſt, daß ſie ihm gravitätiſch und pedantiſch erſcheint, rührt hauptſächlich daher, daß das Holländiſche zu einer Zeit ſchriftlich gefeſſelt worden, als der Auflöſungsproceß, den alle Sprachen vom ſynthetiſchen zum analytiſchen Bau ſcheinen durchmachen zu müſſen (dem Griechiſchen und Lateiniſchen iſt es ebenſo ergangen) noch nicht vollendet war.

Sieve Doris! gintſche (jene) Sterren —
Aan des Hemels blaauw Azuur —
Toonen (zeigen) ons, mit ſilvre Glanzen —
't Beeld des Scheppers der Natuur.
..Kniel eerbiedig voor hem neder! —

Dies klingt uns wie hochdeutſch mit plattdeutſchen Worten. Und in der That iſt das Hochdeutſche auf derſelben Stufe der Entwicklung durch Schrift und Orthographie gefeſſelt worden, hat einen ähnlichen pedantiſchen Schnitt und Schritt, den wir nur aus Gewöhnung nicht empfinden. Das tonloſe e in allen ſeinen Verbindungen, die Conjugationsendungen beſonders der ſchwachen ſ. g. regelmäßigen Conjugation, das e eſt et en te teſt tet ten, das e er en der Caſusformen, das Augment ge ſtammen daher. Sie ſind die verblaßten Formen früherer voller Endungen mit a ai u o ꝛc. Das Plattdeutſche, ungehemmt durch Schrift und Druck, hat den natürlichen Proceß der Auflöſung vollendet und dieſe toten Silben meiſtens abgeworfen. Z. B. die Briefe ſind gekommen, de Brév ſünd kám, der Bote iſt wieder fortgegangen, de Bad is wedder weggan.

Kürze einer Sprache ist kein absolutes Lob, aber Kürze und Wohllaut zugleich ist ein großes, oft ist ein Ausspruch, der für poetisch gilt, dies nur durch Klang und Prägnanz. Jene tonlosen Endungen aber, so wenig sie jetzt mehr verschwinden können, sind ohne Klang und Sang, ahn Smack un Klack, ohne Takt und Rhythmus, ein wahrer toter Ballast der hochdeutschen Sprache. Sie bedeuten nichts, sie machen die Sprache nicht bestimmter, man ist im Plattdeutschen nicht etwa je zweifelhaft über Sinn und Bedeutung, sie sind bloß da und nicht auszumerzen. Aber wenn durch irgend etwas, wird durch sie das Tonlose, Klanglose, das Schleppende und Pedantische erzeugt, das man dem Hochdeutschen vorwerfen muß. Kürze und Wohllaut zeichnet das Plattdeutsche vor ihrer Schwester aus.

Wenn die Kürze des Englischen Jacob Grimm hauptsächlich zu dem begeisterten Lobe stimmt, wonach er es für die vollkommenste Sprache des indogermanischen Stammes erklärt: so macht die plattdeutsche Sprache zugleich noch auf eine andere Vollkommenheit Anspruch, die jener nicht in dem Maße zuzusprechen ist. Ihr Wohllaut be-

ruhet nicht bloß auf der Prägnanz, nicht bloß darin, daß ihr die ſchleppenden klangloſen Endungen fehlen, ſie hat noch einen beſonderen in ihrem Vocalismus und Conſonantismus, auf den ich Sie aufmerkſam mache. Ihre Vocaltonleiter hat einen größeren Umfang, der Abſtand zwiſchen a und i iſt z. B. größer als im Hochdeutſchen, und das ſchöne tiefe æ, ſo zeichnend z. B. in dræhnen ſchæln (abſpülen) fehlt der Schriftſprache. Dieſes a und æ ſind keine unreinen Laute, nicht etwa roh dem höherliegenden a des Hochdeutſchen gegenüber, ſo wenig wie der Baß gegen den Discant roh oder unrein iſt, ſo wenig wie das ſchwediſche å, das engliſche water, das portugieſiſche Camoëns unrein iſt. Wenn man dieſe Laute Hochdeutſchen ſo beſchreibt, daß man etwa ſagt, a habe einen Ton zwiſchen a und o, æ einen Ton der zwiſchen ö und ä liegt, ſo bezeichnet das nicht einen trüben Mittelton, ſondern die reine Lautſtufe zwiſchen beiden; die Unvollkommenheit iſt auf Seite des Hochdeutſchen, das dieſe Töne nicht hat und daher nur ungefähr umſchreiben kann.

Dazu kommt die ältere conſonantiſche Lautſtufe des Plattdeutſchen, aus der ich nur für Sie das

Eine wieder herausheben will, daß das schöne t des früheren Deutsch dem Plattdeutschen geblieben, im Hochdeutschen sich in den Zischlaut z und ß verwandelt hat, z. B. Ik weet dat Teken vun dat witte Perd' ist absolut wohllautender als: Ich weiß das Zeichen des weißen Pferdes. Die Zischlaute und die toten Endungen mit e sind wie Schnürleib und falsche Zähne dem Gesang der Schriftsprache unüberwindliche Hemmnisse. Ein Lied von so absolutem Wohlklang wie z. B. Hartleed im Quickborn, das in den tiefen Brusttönen den Schmerz malt:

Wat weenst du di de Ogen blank,
Segg an, wat deit di weh?
Is Vader krank? is Moder krank?
Is Broder ut ta See?

Och ne, mit Vader hett' keen Noth ꝛc.

ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Göthesche, Heinesche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn

mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftſprache wird immer von ihrer Schweſter lernen und gewinnen. Schillers, des Schwaben

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſprützet der dampfende Giſcht —

iſt geradezu unſchön, obgleich auch Göthe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank,
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernſter Feierklang,
Es tönten lieblich die Geſänge
Der andachtsvollen Chriſtenmenge —

ſingt Bürger, ebenſo charakteriſtiſch, aber wie Muſik ſo wohlthuend. Es iſt ja ſchon eine alte Bemerkung, daß die norddeutſchen Dichter die wohlklingendſten Verſe ſchreiben, ich habe Geibel und Freiligrath angeführt. Wir haben jetzt eine Einſicht in den Grund warum.

Siebzehnter Brief.

Allein hört man denn nicht in Westfalen, in Osnabrück, in Paderborn, in Mecklenburg, in und um Hamburg, gar in Köln und Aachen geradezu unleidliche Töne der plattdeutschen Mundart? Allerdings. Aber auch das anerkannt schöne Schwedisch klingt unangenehm wenn man es hier von den Holzschiffern im Kieler Hafen vernimmt, ja am schönsten klingt es uns aus deutschem Munde d. h. von bekannten Organen vorgelesen. So versucht es auch einmal mit dem Plattdeutschen. Uebrigens wenn auch Neunzehntel aller gebornen Plattdeutschen ihre Muttersprache unlauter-sprechen: sobald sie in einen gebildeten Mund genommen wird, schwindet alles Rohe.

Aber, fragen Sie, wie iſt es möglich daß die rohen Menſchen eine gebildete Sprache erſchaffen und ſie ſchön erhalten haben, von denen Neunzehntel ſie vielleicht noch roh und unſchön ſpricht? Ich könnte Ihnen in einem Bilde antworten, daß ein ſchöner großer Baum auch nur in gemeiner Erde entſteht und gedeiht, nicht in feinem Gold- oder Streuſand, daß er im ſchmutzigen Lande wächſt, nicht im gebohnten Salon. Es iſt überall ein Wunder daß ein Baum wird, daß eine Sprache entſteht, es iſt ein noch größeres Wunder, daß jede Sprache durch uncultivierte Naturmenſchen geſchaffen iſt und lebendig erhalten wird. Die Cultur kann nur beſchneiden. Wir können z. B. kein ſtarkes Verbum mehr erſchaffen, das Volk noch ausnahmsweiſe. Alle Sprachſchöpfungen bewußter Menſchen ſind ſchlecht, z. B. faſt alle Termini in den Wiſſenſchaften. Nicht einmal die gebildete Jugend kann noch ſprachſchöpferiſch eingreifen, Studentenwitze z. B. ſind immer nur Gewaltſamkeiten gegen den Sprachgenius, z. B. das Bier iſt ungünſtig. Volkswitze ſind vor allen Dingen ſprachgerecht, und man kann an dieſem Merkmal immer ihren Urſprung erkennen.

Wir wollen nicht verſuchen dieſes Wunder zu erklären, in das Geheimnis der Sprachentſtehung einzudringen. Es iſt nichts damit erklärt daß man ſagt, es gehöre eine gewiſſe unbewußte Triebkraft dazu, wie ſie ſich in uncultivierten Jägern Hirten Fiſchern finde, welche die Schöpfer der Sprachen geweſen ſind. Denn wir fragen umſonſt, wie aus dem unbewußten inſtinctiven Lauterzeugen ſolcher Menſchen dies Gebäude voll Verſtand und Scharfſinn werden kann, wie eine Sprache es iſt. Aber es iſt ſo. Die Sprache Homers und Platos, die Sprache von Horaz und Cicero, deren logiſchen Aufbau zu begreifen die immer erneute Arbeit Tauſender von Lehrern und Schülern iſt, dieſe Wundergebäude von Harmonie und Einſicht hat der Verein von Naturmenſchen gebaut, die nie darüber Raths gepflogen. Die Sprache iſt ein Organismus. Daher ſtaune man nicht, wenn plattdeutſche Bauern etwas ſollten gemacht haben, was hochdeutſche Denker und Dichter nicht vermöchten: eine ſchöne Sprache. Sie iſt eben geworden.

Eine dahin gehörige Bemerkung muß ich aber doch noch machen, die uns dann in unſern Betrach-

tungen weiter führen wird. Die Eindrücke der Außenwelt auf einfache Menschen sind mächtiger, intensiver als bei andern. Ein Fischer, ein Schiffer besieht sich den Himmel, das Meer so oft, empfindet sie so häufig, so nachdrücklich, daß schon der Name (de Heben, dat Haff) ihm intensiver klingt als uns. Wenn er Adjective gebraucht, so sind es die einfachsten: de blaue Heben, dat wille Haff, de apen See. Diese Epitheta werden stehend, aber nicht blaß: dat gröne Gras, de düstre Nacht, er bedarf kein Sammtgrün, keine purpurne Finsterniß, keine braune Nacht. Wo er Vergleiche anwendet, da sind sie absolut richtig, also treffend und genau: arm as en Karkenmus, flink as en Swölk. Denn er hat erst beide Glieder des Vergleichs selbst gesehen und empfunden, ihre Aehnlichkeit hat ihn gezwungen das Bild auszusprechen, nicht das Bedürfnis der Sprache: die Tropen und Figuren der Fischer, Jäger, Landleute, Handwerker sind daher fast immer schön, denn die Schönheit sprachlicher Bilder besteht hauptsächlich in ihrer Richtigkeit und schlagenden Wahrheit. Machen kann man solche

Bilder nicht, Verſtand, Bildung, Sprachgewandtheit reichen dazu nicht aus, wie Sie ſehen.

Der Schriftſteller will wirken, ſeine Worte ſollen nicht bloß bekannte Dinge benennen, bekannte Eindrücke wecken, er will Neues ſagen, ſeine Ausdrücke ſollen zeichnen, ſollen rühren, ſeine Vergleiche, ſeine Bilder ſollen unbekannte Dinge, neue Empfindungen klar machen. Der Dichter will die Wirklichkeit abbilden, er will eine reinere Wirklichkeit lebendig vorführen. Seine Worte werden daher gewählt, und bleiben auch die Namen der Dinge (die Subſtantiva dieſelben), die Eigenſchaften werden beobachtet, die Adjective geſucht. Das iſt an und für ſich nicht zu tadeln, die Schriftſprache wird dadurch um manches treffende Wort reicher. Aber zugleich verblaſſen die natürlichen Adjectiva, die Empfindungen werden künſtlich, die Ausdrücke raffiniert. Irgend ein glücklicher Griff wird bald Mode, man findet ihn bald in allen Salons, in allen Büchern, alles iſt z. B. eine Zeit lang reizend oder unausſprechlich oder über die Maßen oder gar franzöſiſch ennuyant, oder es iſt wie ein Hauch, wie ein Gedanke.

Man kann ganze Perioden der Litteratur durch ihre Eigenſchaftsbezeichnungen, ihre Vergleiche, ihre beliebten Tropen und Figuren erkennen. In der romantiſchen Periode der Schlegel, Tieck, Arnim, Novalis ꝛc. wurde es Mode, die disparaten Sinneseindrücke verſchiedener Sinne zu verbinden, z. B. ein Abend wie ein Flötenton, ein warmer Klang, eine Stimme ſanft wie eine Abendwolke, ein klingendes Licht flog über die Berge, eine ſammetweiche Sprache ꝛc. Dieſe Beiſpiele kommen nicht etwa einzeln vor und als Würze, ſondern durchſtehend als Stilcharakter, die Erfinder wiſſen ſich etwas damit, als hätten ſie der Sprache und der Natur ein Geheimnis abgelauſcht. Das Maaß wäre auch hier nicht zu tadeln, einzelne Verbindungen der Art nicht häufig gebraucht ſind zeichnend: ein ſüßes Geſicht, ein rauher Ton, manche ſind unentbehrlich, namentlich für die niedern Sinne: ein ſaurer Geruch, ein ſcharfer Geſchmack. Sprachlich nicht zu loben ſind aber ſchon die Kunſtausdrücke der Maler, die auf derſelben Vermiſchung der Sinneseindrücke beruhen, z. B. der warme oder kalte Ton einer Farbe, d. h. eigentlich bloß: mehr gelb oder blau.

Das junge Deutschland suchte vor allen Dingen Pikanterien. Eine Form wurde damals ziemlich durchstehend, nämlich eine physische oder moralische Eigenschaft nicht dem Menschen direct, sondern einem Accidens an ihm beizulegen z. B. ein Mann mit einem gutmüthigen Hute.

Auch die östreichische Schule der Lenau, Grün ꝛc., um noch ein Beispiel anzuführen, charakterisiert sich durch eine gemeinsame Unart, die übrigens weiter eingerissen ist und der reinen Sprache mehr als die andern geschadet hat. Sie besteht in der unerlaubten Umkehr, der Verdrehung der Bilder. Die gesunde Sprache sagt: eine Wange wie eine Rose, ein Mädchen wie eine Lilie, indem sie das Ungewöhnliche durch das Bekannte klar macht. Bei jenen Sprachmengern sind die Rosen wie Mädchenwangen, der Himmel wie ein Auge, die Abendwolke wie ein Tuch. Dadurch geht natürlicherweise alles gesunde Sprachgefühl unter, es entstehen die übertriebensten Hyperbeln, die widerstrebendsten Mischungen, oft barer Unsinn. Lenau wäscht mit den Thränen, der Herbst flicht ihm rauschend der Wehmuth Kränze, an ihren bunten Liedern klettert die Lerche, der Lenz schleudert

seine Singraketen die Lerchen in die Luft. Solche Dinge hat Deutschland bewundert und bewundert sie wohl noch. Wie ungesund muß es geworden sein!

Man findet sie in Musterstücken jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn für's Einfachschöne verderben! Denn wenn auch nicht alles schlecht ist, gefährlich ist es wenigstens, Gewürz ist es immer. Und keineswegs ist etwa damit unser Sündenregister vollständig, vielmehr habe ich Ihnen nur einige kleine Proben geben wollen aus dem Gebiete einer Sprachbetrachtung, die das Gebäude der Sprache nach Seiten hin durchdringt, wo die eigentliche Grammatik bis jetzt nicht hinankommt. Ich muthe Ihnen keineswegs zu diesen Pfad weiter mit mir zu wandeln, ich mache Sie nur noch einmal aufmerksam auf einen gemeinsamen Grund all dieser überkünstlichen Formen, die wir bis jetzt betrachtet haben: sie sind alle erdacht, ersonnen, nicht durch die einfache Anschauung geworden, sie sind Erzeugnisse der Studierstube, nicht der freien Natur, sie

sind Krankheiten der Schriftsprache, die die gesunde Mundart nicht kennt. Wie der Buchgelehrte in Wald und Feld, so muß und kann die Buchsprache sich immer wieder erfrischen und stärken an ihren Mundarten.

Der Bilder kann keine Sprache entbehren, denn sie will ein Bild des Lebens sein. Aber der Schriftsteller kann nicht alles selbst schauen. Jean Paul z. B. müßte Himmel und Erde mit seiner Anschauung beherscht haben, wenn bloß seine Vergleiche auf diesem natürlichen Wege entstanden wären. Das sind sie auch nicht, vielmehr sind sie zusammengelesen aus Hunderten der heterogensten Bücher, sind wie bekannt als Schnitzel aus dem Papierkorbe gekommen, nicht durch Auge und Ohr in die Seele. Und wenn es so die Meister machen, wie steht's um die Gesellen? um die vielen die täglich ihr Quantum Geschriebenes liefern müssen, um die hunderte neuer hochdeutscher Gedichtsammlungen, die doch irgend etwas Neues, Eigenthümliches bringen wollen?

Gewis, man muß wieder „unter das Volk gehen, ihm auf das Maul sehen", den Schatz seiner Bilder und Vergleiche, das Resultat seiner

gesunden Sinne, die uns so leicht getrübt werden, nutzen. Es ist einfach ein Princip der Arbeitstheilung, wenn wir für den denken, der für uns schaut und wirthschaftet, es ist der glückliche Zustand gegenseitigen Respects, wo der schlichte Mann mit Ehrfurcht hinaufblickt zur erhabenen Wissenschaft und ihren Trägern, und wir mit Achtung und Liebe hineinschauen in ein sicheres Herz, in einen klaren Kopf und Auge. In der Volkssprache aber liegt der Schatz von Generationen aufgespeichert, der scharfe Blick, die klare Betrachtung, das staunende Herz unserer gesunden Vorfahren hat sich in Wort und Begriff ausgeprägt, die Mundart ist unerschöpflich für die Schriftsprache. — Sind wir zu tadeln, wenn wir vorangehen, den Schatz sammeln, ihn lesbar vorlegen? Ich meine, man sollte uns Dank sagen.

Achtzehnter Brief.

Gilt dies von jeder Mundart, so gilt es vom Plattdeutschen noch im besondern Sinne. Die plattdeutsche Sprache hat einmal mit der Hansa die Welt beherscht, sie beherscht noch das Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer Halbschwester, dem Englischen. Sie hat nicht bloß gedient, hat nicht bloß hinter „Putt un Plog" gehockt, sie hat gegen Helden wie Waldemar II den Sieger geredet,

Sæwen un sæwentig Hänse,

hat Schrecken gesprochen im Vehmgericht der Westfalen, Uebermuth mit den alten Ditmarschen, Klugheit in den Comtoiren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von

London und Novgorod. Das verſchwindet nicht wieder aus ihrem ſtolzen Gang. Welche Sprache eignet ſich zum Commando wie ſie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbruſt? Heeren befiehlt ſie nicht mehr wie zur Zeit Wittekinds, aber wenn der Sturm brauſt und die Wogen ſchallen, dann ſind es noch immer plattdeutſche Worte, die Gangſpill und Steuer lenken, die Ruh und Feſtigkeit wecken in manches braven Mannes Herz.

Hochdeutſch wird auf keinem Schiff commandiert, jeder hochdeutſche Seemann muß ſich bequemen plattdeutſch zu lernen. Dem Hochdeutſchen fehlen alle Ausdrücke für die Schiffsſtücke und die Seemannsthätigkeiten, jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erſcheinen, daß das Plattdeutſche je vom Meere verdrängt werden könne.

Hochdeutſche, die vornehm von der plattdeutſchen Mundart ſprechen, erfahren dieſe Thatſachen hier vielleicht zum erſten Mal, ſie mögen daraus auf ihre gänzliche Unkenntnis ſowohl über unſere Sprache als über unſern Charakter ſchließen. Sie kennen ſchon das Meer nicht in ſeiner Er-

habenheit und in seiner Ruhe, sie werden daher auch nicht begreifen was es heißt, daß unsere Sprache wie die der Odyssee und Iliade, eine Sprache des Meeres ist. Ich will das nicht versuchen zu erläutern; wer aus seinem Homer begriffen hat was das in sich schließt, der wird es verstehen und keiner Belehrung darüber bedürfen, und mit einer bloßen Auseinandersetzung ohne Anschauung ist den Andern doch nicht geholfen.

Daß wir eine Reihe der zeichnendsten Ausdrücke und Wendungen diesem Umstande verdanken, die dem Hochdeutschen abgehen, ist nicht das Einzige, nicht einmal das Wichtigste: der ganze Bau und Charakter unserer Sprache hat sein Gepräge davon, unsere ganze Anschauungsweise ist danach gemodelt. Jeder Plattdeutsche, der seine Sprache empfindet, wird mir z. B. beistimmen, wenn ich sage, daß Göthe und Schiller Binnenländer „Landratten" sind, wie der Seemann bezeichnend sagt. Ihre ganze Sprache offenbart es, und nicht zu ihrem Vortheil. Nicht bloß der Taucher, der Fischer, der König von Thule sind nicht von Meeranwohnern geschrieben, die ganze Sprachanschauung unserer beiden Haupt-

meiſter iſt binnenländiſch; ja konnte doch Göthe ſelber den Homer erſt recht verſtehen und genießen, als er ans Mittelmeer nach Neapel und Sicilien kam. Seine wiederholten begeiſterten Briefe an die Stein (aus der Reiſebeſchreibung) beweiſen, daß ich dieſem Umſtande kein zu großes Gewicht beilege.

Das Plattdeutſche ergänzt alſo geradezu die Schriftſprache in dem großen Gebiete einer intenſiven elementaren Anſchauung, der Anſchauung des Meeres mit all ſeinen Wechſeln, Wundern und Gefahren, das den Blick und die Phantaſie in die Weite, auf den Himmel, auf die Wolken lenkt, nicht unruhig bewegt, ſondern ſtill, mächtig, mit unendlicher Sehnſucht und unendlicher Ruhe.

Was für jeden „der die See gerochen" aus dieſen Anſchauungen innerlich anwachſen muß, das im Speciellen auszuführen muß ich Ihrem eignen Nachdenken überlaſſen. Unſer norddeutſcher Charakter iſt ohne dieſelben gar nicht zu verſtehen.

Was aber im Beſondern deutſche Kunſt und Litteratur daraus unter geeigneten Umſtänden gewinnen kann, daran haben wir an der unüber-

trefflichen Ueberſetzung des Homer von dem platt-deutſchen Johann Heinrich Voß ein Beiſpiel, eine Ueberſetzung, die in dieſer Vollendung keinem Binnenländer je möglich ſein würde, ohne die Hülfe, welche, außer der eignen Anſchauung, eine Sprache von Meeranwohnern darbietet, die in ihrem Wort- und Redeſchatz die Wahrnehmungen rüſtiger Schiffer, Fiſcher und Landleute ſeit Generationen, abgeklärt und ausgeprägt umſchließt.

Die Mängel des Plattdeutſchen kenne ich vielleicht genauer als irgend Jemand, der ich der Erſte mit dieſen Mängeln practiſch gekämpft habe und ſie habe überwinden müſſen. Es ſind aber ganz andere Dinge als die angeben, die uns kritiſieren. Vielleicht komme ich einmal ſpäter auf ſie zu ſprechen, da ſie ein äſthetiſches Intereſſe berühren und es mit der Technik der Dichtkunſt zu thun haben.

Neunzehnter Brief.

Damit ich Sie aber nicht ermüde, so werde ich hier nur noch einen Vorzug unserer Mundart herausheben, um dann zum Schluß zu eilen. Ich knüpfe an eine historische Beobachtung über das deutsche Verbum an, die ich gemacht habe. — Im Verbum steckt das Leben der Sprache mehr als im Adjectiv oder gar im Substantiv. In den Sprachen germanischer Zunge ist das Verbum recht eigentlich das Haupt-Wort. Es drückt am natürlichsten die Thätigkeit aus, indem es die Anschauung zeichnet: Die Sonne geht auf, der Mond leuchtet, es liegt im Verbum selbst eine Bewegung. Daher verstehen wir ein Substantiv oder Adjectiv mit unserm Sprachgefühl nur dann, wenn wir das Verbum darin empfinden: Der

Aufgang der Sonne; Aufgang verstehen wir auch sprachlich, Sonne bloß der Bedeutung nach. Ein Wort wird uns klar im Gefühl, wenn wir es auf ein Verbum zurückführen können, z. B. vernehmen daß Tugend von taugen herstamme. Dieses Gefühl für das Wort als solches theilt der Romane nicht mit dem Deutschen. Man etymologisiert natürlich auch in Frankreich, aber unser deutsches Gefühl ist keine bloß etymologische Neugier oder Wißbegier; z. B. ereignen wird uns wohl klarer, wenn wir es von Auge ableiten, aber es befriedigt nicht das sprachliche Bedürfnis wie wenn wir empfinden, daß Gerücht von rufen, dick von gedeihen abstammt.

Wir Deutsche empfinden nämlich in dem Worte immer zweierlei gleichzeitig: seine Bedeutung im Gebrauch und seine Bedeutung für die Anschauung, seine geistige verständige, und seine sinnliche Seite. Der Romane empfindet nur die verständige Seite im Wort, höchstens verbunden mit dem äußerlichen Klang, wonach ihm gloire z. B. hell und herausfordernd tönt. Für uns ist jedes Wort zugleich Bild und Hieroglyphe, für den Franzosen nur das letztere.

Wir können daher auch mit jedem Worte zeichnen, der Franzoſe kann ſeine Bilder nur in Sätze kleiden, daher iſt ſeine Sprache wohl für pointierte Chansons geeignet, der eigentlichen Lyrik aber faſt unfähig. Die Fähigkeit einer Sprache zum poetiſchen Gebrauch hängt alſo zum Theil ab von der Lebendigkeit ſeines Verbum, je ſinnlicher, bildlicher es iſt, deſto lebendiger überhaupt die Sprache.

Nun iſt es merkwürdig, daß bei Göthe in ſeinen beſten lyriſchen Gedichten, und ſonſt auch überall, das Hauptgewicht des Ausdrucks, die eigentliche Zeichnung und Bewegung durchſchnittlich noch im Verbum liegt, bei Schiller im Adjectiv und Subſtantiv. Ich ſage durchſchnittlich, Ausnahmen ſind viele da, namentlich in den onomatopoetiſchen Verben z. B. brauſen, ſieden, ziſchen ꝛc. die auch Schiller wie jeder Dichter verwendet. Aber vergleichen Sie nur einmal Göthe:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Hell mit Silberglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
Breiteſt über das Gefild ꝛc.

Du mußt herſchen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer ſein.

Schiller:

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt,
Heute muß die Glocke werden,
Friſch Geſellen, ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß ꝛc.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum ꝛc.

Dies iſt kein Zufall. Die Schriftſprache erſtarrt, das iſt ihr unvermeidliches Loos, ihre Verba erſterben. Göthe hatte noch die vollere Empfindung für deren Leben, bei Schiller wiegt ſchon die philoſophiſche Deutlichkeit des Begriffes über, Göthe wollte malen, Schiller wollte überreden. Ich habe Ihnen ſchon an den Metaphern der neuern deutſchen Dichter gezeigt, wie bei

ihnen das Adjectiv alle Bedeutung an ſich zieht, gleichſam wuchert bis zur unnatürlichen Kraft. Es iſt der Weg, den die deutſche Sprache von Göthe über Schiller durch unſere neueren Schriftſteller hindurch leider mit ſteigender Schnelligkeit zurückgelegt hat. Das Verbum erſtirbt immer mehr, das Bild geht darin unter, wir behalten nur die Hieroglyphe.

Ich brauche Ihnen nur einfach zu ſagen: daß das plattdeutſche Verbum noch vollſtändig lebt, um Ihnen zu erklären, was ich will und wünſche. Es ſind nicht bloß die beſonderen zeichnenden Verba, wie ſie ſich z. B. im Quickborn: Dat gruli Hus finden, ſondern der Plattdeutſche hat noch vollſtändig das Bedürfnis, mit ſeinem Worte zu ſchauen, zu horchen, zu ſchmecken, zu vernehmen. Und dies zieht ſich durch ſeine ganze Sprache. Die Schüler hingen ihm am Munde ſagt der Hochdeutſche und denkt nur: ſie horchten aufmerkſam, de Schöler hungn em ann Mund, das könnte der Plattdeutſche nicht ſagen ohne ſie hangen zu ſehen, er denkt an Blutegel oder was weiß ich. Im Sommer ſuch' ein Liebchen dir (Uhland) plattdeutſch gedacht, werden wir

gleich fragen: ſuchte? wo? unterm Tiſch? im Garten? — Ich wähle abſichtlich keine curioſen Beiſpiele, wie ich es durchweg in dieſer Schrift nicht gethan, die ganze Sprachſphäre beider Sprachen ſteht ſo zu einander, wie ich es eben bezeichnet habe. Verſuchen Sie nur aus dem Quickborn zu überſetzen oder ſehen Sie die unnütze Mühe meiner Herrn Verhochdeutſcher an, ſo werden Sie faſt bei jedem Verbum auf dieſelbe Beobachtung ſtoßen. Das Adjectiv iſt nicht ausgeſchloſſen, ſtrenge iſt dem Hochdeutſchen die Lehre, das Geſetz; wenn der Plattdeutſche ſtreng' ſagt, ſo wird man noch ſeiner Miene am Munde anſehen, daß ſtrenge ihm urſprünglich einen barſchen Geſchmack bedeutet.

Ich weiß ſehr wohl, daß dies für die Sprache zum wiſſenſchaftlichen Gebrauch eine zweideutige Empfehlung iſt, war es doch was Leibnitz vor 100 Jahren am Hochdeutſchen tadelte. Und noch jetzt ſagen die Franzoſen von unſerer Schriftſprache: L'exacte précision et la clarté limpide du français lui font défaut. Elle flotte autour de la pensée en plis épais et indécis (Revue Germanique. Janvier 1858). Aber die Wiſſenſchaft iſt nicht das ganze

geiſtige Leben eines Volkes und die Sprache will und ſoll im Dienſte des vollen Lebens ſtehen. Lebensfriſche und logiſche Schärfe ſind keine abſoluten Gegenſätze, das Deutſche müßte die Kraft Luthers und Leſſings oder Kants zugleich in ſich vereinigen. Die Friſche ſuche es im Volke und ſeiner Sprache, für logiſche Feinheit wird ſchon der denkende Geiſt unſerer Forſcher ſorgen. Wenn wir aber unvorſichtig und gleichgültig gegen unſern eignen Beſitz, die ſinnliche Kraft der Schriftſprache untergehen laſſen, ſo iſt ſie für immer dahin und die Verknöcherung wird unwiderſtehlich zunehmen.

Zwanzigster Brief.

Dürfte ich Ihrer Geduld es zumuthen, so könnte ich Ihnen aus diesem Kapitel zeigen, wie Schritt für Schritt die Schriftsprache auf Abwege geräth, wie sie eben weil sie künstliches Mittel der Darstellung wird einen ihrer natürlichen Hauptvorzüge einbüßt, und zugleich wie sicher sie an ihren natürlichen Schwestermundarten immerfort Maß und Halt wiedergewinnen kann wenn sie dieselben im Auge behält. Ich darf aber wiederum nur an einem kurzen Beispiel eine Probe davon geben, Stoff genug wäre für ein Buch!

Das Verbum erstirbt besonders dadurch, daß man seinen Begriff herausheben will, diesen substantiviert und das ganze Verbum somit in ein Ab-

ſtractum verbunden mit einem erblaſſenden Thätigkeitsbegriff auflöſt, z. B. ſtatt anfangen ſagt Anfang nehmen. Dieſe Auflöſung wuchert nun bald als eine ſelbſtſtändige Form in einem Maße fort, daß ſie das einfache Verbum faſt zu verſchlingen droht: zu Stande kommen, Aufnahme finden, Ausgang nehmen, Einfluß üben, auf etwas Bezug nehmen, in Beziehung ſetzen, Anerkennung verdienen, zur Geltung bringen, Wirkung üben, nicht ohne Wirkung vorübergehen, an die Seite ſetzen, Einfluß geltend machen, Anſtand nehmen, in Ausſicht ſtellen, in Angriff nehmen, die Auffaſſung neigt ſich dahin, ſie ſetzt das Urtheil voraus, Rechnung tragen, in Betracht ziehen ꝛc. Sie können ſich Hunderte von ſchlagenderen Beiſpielen in jedem Buche ſelbſt aufſuchen. Denn dieſe Form iſt recht eigentlich die unſeres neuen ſchlanken gewandten und geiſtreichen Stils geworden, der freilich alle Natur auszutreiben droht.

Die Form iſt prätentiös. Man überſetze nur einmal einige Proben ins Plattdeutſche um es zu empfinden: he neehm der keen Betog op, he fann keen Anerkennung. Sie ſieht bedeutungsvoll aus gegen das einfache Verbum, ohne

es innerlich zu ſein. Der Plattdeutſche hat ein ſo ſicheres Gefühl für dieſe falſche Prätenſion der Form, daß er ſie faſt nur ironiſch anwendet: Wi wüllt em wul in Empfang nehmn heißt, es mit Schlägen thun. Aber falſch oder echt, wenn's nur ein Schmuck iſt, unſere Zeit bedarf des Glanzes. Dazu iſt ſie unſerer Viel- und Schnellſchreiberei äußerſt gelegen: der Gedanke braucht nicht einmal reif, ja der Satz nicht einmal bis zu Ende gedacht zu ſein, den man niederzuſchreiben beginnt. Der Hauptbegriff, der eigentliche Inhalt des Satzes zerlegt ſich in zwei unbeſtimmtere Beſtandtheile, das abſtracte Subſtantiv ſtellt ſich gleich einigermaßen von ſelbſt ein (die Beziehungen zwiſchen . .) und das abſtracte Verbum, in dem der eigentliche Thätigkeitsbegriff finden nehmen ergreifen verdienen bringen üben ganz untergegangen und zu einer bloßen Endung erſtarrt iſt, findet ſich ſchon unterwegs oder am Ende dazu, weil es wenig darauf ankommt (die Beziehungen zwiſchen den Familien waren ſchon lange aufgelöſt oder aufgehoben oder unterbrochen oder ꝛc.). Die Neigung unſerer Schriftſprache abſtracte

Subſtantiva namentlich auf ung heit keit zu bilden, erleichtert noch die Häufung ſolcher bequemen Falten für einen vagen Gedanken, und ſo entſtehen dieſe plis épais et indécises flottant autour de la pensée, die ſogar Franzoſen als Fehler unſeres Stils erkennen können.

Auch hier tadle ich wieder nur das Uebermaß, auch hier weiſe ich auf das Plattdeutſche nicht wie auf ein unbedingtes Muſter hin, ſondern nur als die ſtets noch fließende Offenbarung des geſunden Menſchenverſtandes, der ſich aus der Anſchauung nährt und kein Bedürfnis zum Ausdruck ſeiner Gedanken hat als das natürliche: dieſe Gedanken klar zu machen.

Wie ſehr aber die Kraft und Schönheit des Stils davon abhängt, daß das einfache Verbum in ſeiner Integrität bewahrt werde, dafür mögen die Namen zweier Meiſter zeugen: Luther und Leſſing, bei ihnen mögen Sie nur ſelbſt näher nachſehen.

Einundzwanzigster Brief.

Denn die Auflöſung des Verbums greift noch weiter und bedroht noch einen Lebensnerv der Sprache — wir haben ihn auch ſchon im Anfange berührt —: die Conſtruction, den Satzbau, die Wortfolge. Die Theilung begünſtigt ſchon die willkürliche Zerſtreuung der Vocabeln über einen langen, fadenloſen Gedanken, die Feſtigkeit des Ganges in dem einfachen Gedankenlauf wird geſtört, unſer Satzbau wird immer loſer in Fugen und Gelenken. Es wäre dies ein weites Kapitel der Klage, wenn wir es nach allen Seiten verfolgen dürften, es wäre ein Kapitel von großem ſprachhiſtoriſchen Reize, wenn wir Raum hätten

es gründlich durchzusuchen. Aber wir müssen uns wieder an Einem schlagenden Beispiel begnügen, ich glaube indes, daß es Ihnen den Blick öffnen wird den Gegenstand selbst weiter zu verfolgen.

Ein wichtiger Vorzug der deutschen Sprache vor allen andern, ein Vorzug, den sie ihrem überwiegend logischen Bau verdankt, besteht darin, daß sie Haupt- und Nebensatz durch die Wortfolge unterscheidet, z. B. Er will kommen (Hauptsatz), ich höre, daß er kommen will (Hauptsatz mit Nebensatz). Wir wollen hier die Sache nicht syntactisch nach ihrem ganzen Umfange erwägen, sondern nur das herausheben, daß im Nebensatz das ungespaltene Verbum ans Ende rückt, ebenso die Copula und das Hülfsverbum bei gespaltenen Prädicaten, z. B. Wortfolge des Hauptsatzes:

Kein Fluß wendet seine Fluthen zur Quelle zurück,

des Nebensatzes:

Es ist Naturgesetz, daß kein Fluß seine Fluthen zur Quelle zurückwendet;

Hauptſätze:

Ein Veilchen ſtand auf der Wieſe.
Nach dem Fenſter ſah noch das bleiche Antlitz.

Sie bemerken von ſelbſt, daß für Reim und Rhythmus die Wortfolge des Nebenſatzes von großer Bequemlichkeit iſt, weil der Hauptbegriff und das klingende Wort von ſelbſt dahin fällt, wo der Reim eintreten muß, ans Ende. In Proſa iſt es nun nicht erlaubt dieſe Wortfolge anzuwenden, wenn kein Hauptſatz vorhergeht; das richtige Sprachgefühl geſtattet nicht zu ſagen: Kein Fluß zur Quelle ſeine Fluthen wendet. Alſo, müßte man ſchließen, darf man das auch in Verſen nicht, denn

Ein Mann ſpazieret auf dem Seil
Mit der Licenz den Hals zu brechen,
Jedoch der Dichter für ſein Theil
Muß mir nicht von Licenzen ſprechen.

Hebbel.

Im Plattdeutſchen darf man es allerdings auch nicht, im ganzen Quickborn kommt keine ſolche Licenz vor. Das Plattdeutſche würde es

als Unnatur abſtoßen. Falſch iſt und bleibt es auch im Hochdeutſchen, aber unſere Verskünſtler haben es uns ſo viel tauſend mal vorgeſagt, daß wir es ohne Empfindung der Unnatur nachſprechen. Unſer hochdeutſches Sprachgefühl iſt betäubt und verſchroben. Falſch bleibt es dennoch. Bei den eigentlichen Meiſtern der Rede kommt es nicht vor, Platen hat es nicht ein einziges Mal in ſeinen ſämmtlichen Verſen, Hebbel nicht, Heine, Geibel kaum, Uhland nur mitunter, Schiller häufiger nur in den Balladen z. B. im Gang nach dem Eiſenhammer, im Taucher, im Ritter Toggenburg —:

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob.

Und keiner den Becher gewinnen will.

Und der König zum dritten mal wieder fragt.
Nach dem Fenſter noch das bleiche ſtille Antlitz ſah.

Göthe nur in ſeinen ſpäteren ſchwächeren Gedichten, z. B. im Divan

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt.

Uebers Niederträchtige
Niemand ſich beklage.

Aus Rückert könnte ich Ihnen einige Tausend Beispiele liefern, Redwitz braucht fast keine andern Sätze als diese falsch construierten.

Die Form hat etwas Alterthümliches in sich:

. . . Ein Reiter aus zu Felde ritt.

Sie ist aber keineswegs undeutsch und nicht durch ihr Alter sanctioniert. In der classischen Litteratur des 13. Jahrhunderts findet sie sich bei den Minnesängern selten, mehr in den Epen, sowohl der Kunstpoesie als der Volksdichtung, doch auch nur als Licenz für die Reimbequemlichkeit:

Ein Ritter so gelehret was
Daß er an den Büchern las.
Hartmann von Aue.

Erst bei den Meistersängern wird die Form ganz gewöhnlich und stereotyp. Göthe hat im richtigen Gefühl dafür, z. B. in seinem Gedicht: Hans Sachsens Sendung u. a. mittels derselben Zeit und Sprache sehr glücklich charakterisiert. Und wo er ähnliche Zwecke verfolgt wendet er diese Form mit offenbarem Bewußtsein ihrer Eigen-

thümlichkeit an, z. B. in manchen Sentenzen im Faust und anderwärts.

Wir werden nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man für eine solche bestimmte einzelne Wirkung selbst eine noch mehr corrumpierte Form gebraucht; corrupt bleibt sie aber trotzdem und ohne diesen besondern Zweck verwerflich. Es ist ein verderbtes Sprachgefühl, das darin etwas Naives, Volksthümliches empfindet und nicht mitten hindurch und noch schärfer die Verkehrtheit:

Ein Kukuk auf dem Zaune saß.

Ist dies ohne Bedingung erlaubt, so ist es auch nicht unrichtig zu sagen:

Des Nordens Völker nicht bloß Mannheit üben,
In ihnen jeder Zweig des Denkens blühet,
Und Dichtung ihre Götterfunken sprühet,
Wo Winternebel grau den Himmel trüben.
W. v. Humboldt.

Wem aber selbst diese Sünden wider den deutschen Sprachgeist, Sünden sträflicher als Casusfehler, noch erlaubt scheinen, den verweise ich einfach auf das Gesetz und Platens Sonette, in denen keine einzige Licenz der Art vorkommt, obgleich gerade sie den Bau des Sonettes so sehr erleichtern. Mir

würde es nur um ſo mehr den Beweis liefern, wie ſehr unſere Sprachgewandtheit unſerm eigentlich deutſchen Sprachſinne geſchadet hat, wie ſehr wir nöthig haben an den Quellen der einfachen Sprache des Volks wieder zu geſunden.

Zweiundzwanzigster Brief.

Unſere Betrachtungen haben uns, raſcher als ich geglaubt, bis in das Detail der Syntax und Grammatik geführt. In dieſe wollen wir uns nicht tiefer hineinbegeben. Wir ſuchen keine detaillierte Kenntnis, ſondern eine Ueberzeugung. Jene überlaſſen wir denen, welche über dieſes Thema ſelbſtſtändig mitſprechen wollen. Ihnen freilich iſt eine umfaſſende genaue Ergründung der Thatſachen nicht zu erlaſſen. Auch denen billig nicht, welche thätig in die Litteratur mit eingreifen wollen, ſei es als Kritiker und Geſchichtſchreiber derſelben, ſei es als Künſtler des Stils in Proſa oder Verſen. Mit der hochdeutſchen Grammatik

iſt es nicht mehr gethan, ſeitdem die belletriſtiſche Production ſo ſehr die ausgetretenen Pfade wandelt wie jetzt. Plattdeutſchen Producenten aber ſind ſie eine Gewiſſensſache, und unſere Winke mögen dieſen zeigen, was und wie viel ſie zu thun und zu lernen haben, ehe ſie mit Bewußtſein an ihre Aufgabe gehen können.

Wir werden demnach dieſen Weg verlaſſen. Ohne daß wir das Ziel erreichen, das wir uns im Anfange mit der Frage geſteckt: iſt Plattdeutſch oder Hochdeutſch die vollkommnere Sprache? — haben wir doch wie ich hoffe unſern Zweck erreicht: die Löſung jener Frage iſt für uns überflüſſig und hinfällig geworden. Sie iſt aber auch unmöglich. Das letzte Ja und Nein wird doch beſtimmt werden durch ein überwiegendes Gefühl, veranlaßt durch irgend eine Gruppe lebendiger Anſchauung; das Geſammtfacit iſt nicht zu ziehen. Denn wenn Sie mir nun einfach entgegneten: Aber iſt es denn unwahr, was man ſo oft geleſen hat, daß unſere hochdeutſche Mutterſprache unübertroffen ſei an Reichthum der Begriffe und Wendungen, an Kraft und Schönheit? ſo würde ich Ihnen gleich beiſtimmen, denn auch ich habe ja getrunken an

ihrem Quell, habe mich berauſcht an ſeinem Geiſt und ſeiner Tiefe:

Und neue Nahrung, friſches Blut
Sog ich aus dieſer Welt.

Was mir aufging als „Stern der dämmernden Nacht“, was mir leuchtete auf den dunkeln Pfaden des Suchens „hell mit Silberglanz“, was mir die „Seele löſte im Schmerz“, das war ihr Licht und Ton.

Allein dieſes Gefühl mag noch ſo wahr ſein, ſo entſcheidet es über Wahrheiten nicht, es iſt ſelbſt unſicher und ſchwankend. Hat doch im 17. und 18. Jahrhundert wenn auch nicht die deutſche Nation, ſo doch alles Gebildete deutſcher Nation ſich bemüht franzöſiſch zu näſeln und die eigne Mutterſprache unglaublich tief zu verachten. Noch Friedrich der Große, bei deſſen Lebzeit Leſſing und der junge Göthe dichteten, hielt das Deutſche für ſo übellautend, daß er vorſchlug es dadurch zu verbeſſern, daß man vollklingende Vocale wie a o u mir nichts dir nichts an die Wörter anhinge. Scheint es nicht faſt unglaublich?

Und zur selben Zeit sang Klopstock in hoher Begeisterung für den Mutterlaut, daß keine je von allen übrigen Sprachen

sich mit Deutschlands Sprache
In den zu kühnen Wettstreit wage.
Sie ist bei mannigfaltiger Uranlage
An immer neuer und doch deutscher Wendung reich.
Sie ist, damit ichs kurz, mit ihrer Kraft es sage:
Gesondert, ungemischt, und nur sich
selber gleich.

Ich finde es indes weder kurz noch mit Kraft, am wenigsten aber treffend gesagt, denn gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich könnte man auch wohl ohne Uebertreibung die Sprache der Zulu-Kaffern oder der Bischekumer vom Feuerland nennen.

Göthe war auch ganz anderer Meinung von deutscher Sprache. Er klagt in Italien über dieselbe, bitterer als ein deutsches Herz ihm verzeihen kann:

— Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Ueber den Vorzug gemiſchter Sprachen habe ich Ihnen ſchon Wilhelm v. Humboldt's Anſicht angeführt. Dieſer größte aller Sprachkenner nebſt Jacob Grimm geben dem Engliſchen den Preis vor dem Deutſchen, und dahin neige ich mich auch, wenn Sie es wiſſen wollen. Während wieder Byron an Thomas Moore ſchreibt, er wolle noch einmal in italieniſcher Sprache, wenn er ſie hinlänglich beherſche, ein Gedicht ſchreiben, das ſeine engliſchen an Schönheit ſo weit übertreffen ſolle wie die Sprache Arioſt's und Dante's die von Milton und Shakeſpeare.

In ſolchem Maße differieren die Anſichten der anerkannt erſten Meiſter und Herſcher im Gebiet der Sprache.

Ein Anderes iſt es freilich mit Thatſachen; gegen Thatſachen läßt ſich nicht raiſonnieren, ihnen muß man ſich beugen, man muß ſie begreifen und wo möglich nutzen. Durch die Thatſachen, welche wir uns vorgeführt haben, wollen wir nicht für ein allgemeines Dogma fechten, wir wollen am wenigſten dem Ruhmeskranz deutſcher Zunge, an dem wir im Herzen theilnehmen, eine Blume ausbrechen. Wir wollen im Gegentheil an ihnen

lernen, wo für den Ruhm unſerer Sprache, für ihre Schönheit, für ihren Reichthum eine Gefahr drohe. Dieſe finden wir eben darin, daß ſie vor allen Dingen die Sprache einer ausgebreiteten Litteratur geworden iſt. Schrift, Grammatik, Orthographie ſind ihr aus einem ſchmückenden Kleide zu zwingenden Feſſeln geworden, die nun ihre freie Bewegung hemmen.

In welchem Maße dies der Fall iſt, davon gewinnt man ſchwer die richtige Vorſtellung.

Mein Freund der Profeſſor Müllenhoff der in dieſen Dingen doch wohl eine der erſten Autoritäten Deutſchlands iſt, der auch ſonſt ich darf ſagen in allen Hauptpunkten dieſer Schrift meine Ueberzeugung theilt, bemerkte neulich: „Die ſchleppenden tonloſen Endungen des Hochdeutſchen, Schwänzchen die uns die Pedanterie und Schulmeiſterei zum Theil nur wieder angehängt haben, machen allein ſchon Luſtſpiel und Poſſe bei uns unmöglich. Im 15. und 16. Jahrhundert war man auf gutem Wege: jetzt ſind wir an Eine feſte Norm gebannt.“

Wir gehen noch weiter. Die Sprache erſtarrt in ihren Feſſeln. Wenn die deutſche Poeſie aus

ihrem confeſſionellen Charakter, aus dem Charakter des Selbſtbekenntniſſes, in den Göthe und Schiller ſie hineingebracht haben, — damals im Fortſchritt aus den gemachten Gefühlen ihrer Vorgänger zu wirklich empfundenen, worin ſie aber noch jetzt feſtſteckt; — wie viel Strophen können Sie z. B. in Geibel aufzeigen, in denen als ein Zeichen, daß er nicht von den Dingen ſondern von ſich redet, das pron. pers.: ich mein mir mich nicht vorkommt? — wenn die deutſche Dichtung aus dieſem Charakter fortſchreiten ſoll zu dem Ideal und dem Urtypus der Poeſie, zur reinen Gegenſtändlichkeit, in der der Poet hinter ſeinem Werk verſchwindet wie z. B. Homer hinter ſeinen Helden: wo ſollen die ſprachlichen Mittel herkommen? Wie ſind die Menſchen zu zeichnen mit einer Sprache, die immer an Bücher gemahnt? wie Waldesduft und Licht und Luft in allen Geſtalten mit einer Sprache, die immer nach Salons und Bibliotheken ſchmeckt? Heinrich Kleiſt ahnte die Nothwendigkeit des Schrittes aus der Confeſſion in die Darſtellung, ſein Kampf und Ringen um dieſen Preis liegt am deutlichſten in ſeinem Michael Kohlhaas zu Tage — ein Buch, deſſen

ausgeprägter Stempel nur durch dieſe Anſicht verſtändlich wird — und Kleiſt ging in dem Kampfe unter, denn ſein Volk und ſeine Zeit verſtand und trug ihn nicht. Darf ich daran erinnern, daß ich mit neuen Mitteln dieſen Weg in meinem Quickborn verſucht habe?

So ringen jetzt ſeit Kleiſt unſere beſten Kräfte um den Preis des Dramas wie es ſcheint vergebens, vielleicht hauptſächlich mit gebunden durch die Feſſeln der Buchſprache. Die menſchliche Kraft kann nicht alles zugleich, dem Poeten muß gegeben werden. Sophokles bekam vom Volke den Stoff, Shakeſpeare bekam die lebendige Sprache, die ſchon ſelber Charaktere zeichnet. Wie ſpricht denn bei uns ein König? ein Held? ein Bierbrauer? Wie ſein Barbier, denn er würde ungrammatiſch ſprechen, wenn er anders ſpräche. — Charaktervolle Sprache kann kein Einzelner *machen*, der hochdeutſche Dichter muß ſeine Kraft aufreiben an Dingen, die ſein Volk ihm geben müßte, die untergeordnet ſein mögen für's Ganze, aber ihm *nothwendige* Mittel. Wie ſoll er fürs Ganze Kraft behalten?

Bestimmte Thatsachen haben uns ferner gelehrt, daß die sächsische Schwester der Schriftsprache die plattdeutsche Sprache ihren eigenthümlichen Entwicklungsgang für sich durchgemacht hat, daß sie dem Urdeutsch näher auf einer älteren Lautstufe stehen geblieben ist und auf der andern Seite den Auflösungsproceß reiner durchgemacht hat, daß sie dadurch an Wohllaut, Kürze und rhythmischer Bewegung sich auszeichnet, daß sie als Sprache von Meeranwohnern eine eigne Begriffssphäre und Anschauungsweise ausgeprägt enthält und an sinnlicher Schärfe und Frische in ihren Wörtern, Bildern und Figuren sowie in Satzbau und Construction der Natur näher geblieben ist.

Diese Vorzüge verdankt die plattdeutsche Sprache, wie wir gesehen, zum Theil dem Umstande, daß sie, nicht durch Bücher gefesselt, ihr Leben in Wald und Feld, auf Strand und Meer als eigentlich gesprochene Sprache fortführt. Denn sie ist eben nicht gestorben, auch nicht im Sterben, sondern recht eigentlich lebendig, das ist sogar ihr besonderer Charakter. Es bezeichnet so recht unsere papierene Zeit, daß für sie nur das lebt und existiert, was man zu Papier gebracht, beschrieben,

notiert und registriert hat. Nur das ist eine That die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land wovon in Reisebüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm den die „Blätter" vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch das in Recensionen oder Litterärgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte die der Calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800,000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden zu kommen, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie. Wie wäre es sonst möglich, daß man eine Sprache für sterbend oder gar gestorben erklären kann, die von 9—11 Millionen des kräftigsten Menschenschlags von Deutschland gesprochen wird? Man kann eben so gut und mit besserm Rechte leugnen, daß das Hochdeutsche existiere, ausgenommen etwa in plattdeutschen Landen, denn gesprochen wird es nirgends als etwa eben dort und auf dem Theater.

Unſere Zeit hat den Reſpect verloren, das Volk hat keinen Reſpect mehr vor der Wiſſenſchaft und ihren Trägern. Wir ſind ſelbſt Schuld, wir haben keinen Reſpect vor dem Volke und ſeinem geiſtigen Leben. Wir wiſſen kaum mehr, und glauben es nicht, daß das Volk ein eignes geiſtiges Daſein führt, eine eigenthümliche Bildung hat die in Gemüth und Charakter wurzelt, wir ſehen und ſchauen nur mehr ſeine Proſa. Was ſoll es daher mit unſerer Poeſie? Oder wenn Wolfgang Müller oder Johann Nepomuk Vogl die Sagen des Rheins und aller deutſchen Gaue in mittelmäßige Verſe bringen: wer iſt da der Dichter, das Volk das die Sagen erfunden hat, oder Vogl und Müller, welche ſie in Reime bringen die das Volk nicht lieſt?

So auch hat das Volk ſich ſeine lebendige Sprache geſchaffen und bewahrt, und wir ſtreben zum Heile zugleich für die gelehrte Schweſterſprache ſie ihm lebendig zu erhalten, indem wir ihm wieder Reſpect einflößen vor ſich und ſeiner Rede. Es muß Ihnen jetzt zur Ueberzeugung geworden ſein, daß wir nie wünſchen können, daß das Plattdeutſch Buchſprache werde. Aber freilich

nutzen wir die Schrift für unſern Zweck als Vervielfältigung unſerer mündlichen Rede. Wir bringen damit die Mundart auch über ihre räumlichen Grenzen hinaus, und der gebildete Deutſche braucht nicht mehr wie Leſſing erſt ſeinen Aufenthalt in Hamburg oder Lübeck zu nehmen, um „ſeine Mutterſprache nach ihrem vollen Umfange" kennen zu lernen. — Ich bin daher auch meinen Verhochdeutſchern wenig dankbar, die mir nicht allein frech in mein Eigenthum, ſondern auch plump in mein Werk hineingegriffen und es geſtört haben. Ich wünſchte gerade, daß der Hochdeutſche Plattdeutſch leſen möchte.

Hängt es aber auch von dem freien Entſchluß des Hochdeutſchen ab, ob er ſich durch die leichte Mühe einiger Tage den Genuß verſchaffen wolle, ſeinem Bruderſtamme ins Herz ſchauen zu können: wir wollen ihn nicht zwingen Plattdeutſch zu lernen, nur ſoll er ſich über unſer Weſen und Sprache alsdann auch kein abſprechendes Urtheil geſtatten. Aber wir Plattdeutſche haben Pflichten gegen unſere Mutterſprache. Jeder von uns hat zu ſtreben, daß ſeine Enkel nicht von ihm ſagen, was wir von unſern Vorfahren: ſie hätten ihr eigen Fleiſch

und Blut verachtet, verachtet in bloßer Unwiſſenheit, in eitler Verkennung der eignen Vorzüge, im eitlen Haſchen nach fremdem Flitter. „Was du heute mit ekelm Unbedacht verwirfſt, wird dein Enkel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er ſie nicht miſſen kann" ſagt Dahlmann in der Vorrede zum Neocorus 1827. Laſſet eure Kinder die Sprache eurer Väter bei ihren Spielen lernen, ſie gewinnen etwas Beſſeres daran auf Straßen und in der freien Natur, als je eine Schule ihnen geben kann. Laßt eure Dienſtboten mit ihnen plattdeutſch ſprechen, ihr Hochdeutſch würden ſie ihnen doch nur verderben. Verſchmäht es nicht mit euren Untergebenen ihre treuherzige Mundart zu reden, damit die Armen nicht irre werden in ihrer ſchönen Beſcheidenheit.

Viele geborne Plattdeutſche haben ſchon jetzt, wenn ſie nur die Schriftſprache hören, eigentlich gar keine lebendige Sprache, die mit ihrer Empfindung vollſtändig zuſammenfließt. Das Hochdeutſche iſt doch einmal nur ein conventionelles Verkehrsmittel, nicht wie das Engliſche die gebildete Mundart die ſich aus der lebenden Volksſprache immer wieder neu erfriſcht. Wer aber nicht mit

ſeiner Sprache in der Empfindung des Volks wurzelt, der weiß eigentlich nichts von ſeinen Vätern, die dieſem Volk angehört haben; „wer ſich rühmt, es in der Bildung ſo weit gebracht zu haben, daß er die Sprache unſers Bauernſtandes nicht mehr verſteht, der erklärt ſich dadurch für unfähig irgend einen Punkt älterer vaterländiſcher Angelegenheiten aus dem Grunde zu verſtehen“ ſagt Dahlmann, und Müllenhoff in der Vorrede zu ſeinen Sagen 1845: „wer nicht die Vergangenheit ſeines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in ſeinem Herzen wohnen.“

Vierte Abtheilung.

Dreiundzwanzigster Brief.

Die plattdeutschen Gedichte der Frau A. W.* haben mir eine rechte Freude gemacht. Sie kamen mir zufällig zu Gesicht, indem eine Dame sie aus Pommern mit hierher brachte. Ich nahm sie mit dem gewöhnlichen Vorurtheil zur Hand, womit man nun schon plattdeutsche Gedichtsammlungen ansieht, und wurde angenehm überrascht. Ich las wirklich zum ersten Male ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen, der Geist in dem es geschrieben

* En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswalde und Leipzig. C. A. Kochs Verlagshandlung, Th. Kunike 1858.

wie die Form in die er ſich gekleidet, ſind anſprechend, ſind anmuthig. Die Frau ſchreibt einfach wie ihr um's Herz iſt, und ſchreibt das ſo treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebſten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben ausſprechen kann, es iſt immer wie Koſen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen wie es das vertraute Ohr gewohnt iſt. Sie künſtelt ſich nirgends erſt einen Geiſt oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühſam Worte und Reime zu ſuchen, aber ſie hat Geiſt und Gefühl und ſpricht ſie aus oft tief erſchütternd.

Wenn man in der Kunſt von Natur ſprechen kann, ſo muß man dieſe Harmonie zwiſchen Innerem und Aeuſſerung Natur nennen. Sie offenbart ſich dem Leſer als Leichtigkeit in der Sprache.

Dies veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen, denn ich will Ihnen keine Kritik der Gedichtſammlung ſchreiben; man thut überall beſſer ſich den Dingen willig hinzugeben und ſein eignes Urtheil zu befreien, wie Lachmann ſagt, als fremde Meinungen zu vernehmen.

Die erſten Verſuche einer Sprache ſich in Kunſtformen, in „gebundener Rede" zu bewegen, können nicht ohne Kampf wohl aber ohne Zwang ſein. Es iſt zuerſt ein Ringen des Geiſtes um den Ausdruck, die Kunſt iſt eben keine Natur und in dieſem Sinne gibt es keine Naturpoeſie. Ja die Sprache ſelbſt iſt zunächſt ein Ringen des Geiſtes um ſich ſelbſt darzuſtellen, und inſofern iſt das Sprechen eine Kunſt. Der Laut iſt das Material. Dies Material beherſcht er nie ganz, der Geiſt findet nie vollſtändig ſeinen Ausdruck, weil das Material auch eine Natur hat die widerſtrebt und ändert. Wie beim gothiſchen Bauſtil die Blumen der Verzierungen etwas von der Steinnatur annehmen, ja annehmen müſſen, wenn ſie natürlich ſcheinen ſollen, ſo nimmt der Ausdruck in der Sprache etwas von dem Charakter ihrer Lautgeſtalt an, und die höchſte Kunſt der Rede kann nur ſein, den Forderungen des Gedankens der ſich verkörpern will und denen des Sprachgeiſtes der in den Lauten lebt, zugleich zu genügen. Platen z. B. bezwingt den Gedanken bis er für eine beſtimmte Form die geeignete Geſtalt gewonnen hat, Rückert bezwingt den Laut

bis er ſich dem Eigenſinn ſeines Gedankens fügt: die rechte Mitte hält Göthe. Und dann erſcheint die Kunſt wieder wie Natur.

Wie reich der Geiſt, wie mannichfaltig die Formen, davon iſt hier, beſonders in Beziehung auf die Frau A. W., nicht die Rede. Aber Natur zeigt ſie, in plattdeutſchen Verſen.

Wir haben ſonſt nicht etwa jetzt erſt den Anfang in plattdeutſchen Verſen gemacht, wir ſtehen nicht auf der Stufe, die ich beſchrieben habe, nicht Voß, nicht Bornemann oder Paſtor Sackmann und Lauremberg ſind die erſten plattdeutſchen Sprachkünſtler. Schon zu den Zeiten des Hengiſt und Horſa im 5. Jahrhundert haben an der Eider und Oſtſee plattdeutſche Verſe geklungen. Sie ſind mit nach England hinübergewandert und uns dort noch faſt in denſelben Lauten, den Mutterlauten der engliſchen Sprache, als Angelſächſiſche Gedichte zum Theil aufbewahrt, z. B. das Beowulfslied, das Lied vom Wanderer ꝛc. Auch in Deutſchland ſelbſt iſt uns wenigſtens Ein altes plattdeutſches Gedicht erhalten, die Evangelienharmonie bekannt unter dem Namen Heliand (Hei-

land). Man nennt die plattdeutsche Mundart in der sie geschrieben ist die Altsächsische.

Der erste Kampf um die Kunstform war also vom Plattdeutschen vor Jahrhunderten gewonnen. Auch war es kein Zwang gewesen. Man hatte nicht fremde Formen adoptiert und die heimische Sprache hineingezwängt wie wir Hochdeutsche später gethan. Sondern die Formen hatten sich aus der Sprache selbst entwickelt, es waren echtdeutsche Formen. Der Klang, das Melodische, außer dem Takt, lag nämlich in der Wiederholung gewisser Anlaute, wie bei uns jetzt im Endreim. Man nennt diese Form den Stabreim oder die Allitteration.

In späteren Zeiten hat sich auch im Plattdeutschen der Endreim entwickelt. Es ist aber auch hier wie im Oberdeutschen merkwürdig, daß der Faden der Entwicklung nicht stetig fortgelaufen, sondern mehrmals abgerissen und wieder neu aufgenommen ist; wie nämlich dort kein Uebergang sondern ein Sprung vom Gothischen zum Althochdeutschen (vom 4ten bis zum 8ten Jahrhundert) und ähnlich von dort zum Mittelhochdeutschen (13ten Jahrhundert) wenigstens für unsere Kunde

vorhanden iſt, ſo ſteht, ja noch mehr im Plattdeutſchen eine ſpätere reiche Litteraturperiode ſeit dem 13ten Jahrhundert abgeriſſen und unvermittelt da, der Uebergang vom Altſächſiſchen zum Holländiſchen und dem gegenwärtigen Plattdeutſch fehlt uns, es gibt keine zuſammenhängende Geſchichte der plattdeutſchen Sprache.

Nach der Reformation lebte die Litteratur freilich noch in Bibelüberſetzungen, Predigten, Erbauungsbüchern und Chroniken fort, aber durch lebendige Traditionen bis zu uns gedrungen ſind nur einige einſame Klänge wunderbar ſchöner Volkslieder, wie das von den zwei Königskindern, die uns zeigen können, was wir beſeſſen und verloren haben, nämlich eine Dichtung in der Inhalt und Sprache zu einer innigen Harmonie verſchmolzen waren.

Vierundzwanzigster Brief.

Seit dem Erſcheinen meines Quickborn ſind nun eine ganze Reihe plattdeutſcher Bücher auf den Markt gekommen, ihre Zahl mehrt ſich mit jeder Meſſe, von den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands bis an die Grenzen Frankreichs regt ſich der niederſächſiſche Stamm aufs neue für ſeine Mutterſprache, ſelbſt in Aachen, der Grabſtätte fränkiſcher Kaiſer ſind Gedichte und ein Idiotikon der heimiſchen Mundart erſchienen, die auf den Namen plattdeutſch Anſpruch macht. Die ſ. g. oſtfrieſiſche „Taal", die ſich in Gedichten z. B. von Fooke Hoiſſen Müller hat hören laſſen, von der in dieſem Jahr auch ein vortreffliches Oſtfrieſiſches Wörterbuch von Cirk Heinrich

Stürenburg zu Aurich erſchienen, iſt noch Platt-deutſch, verſtändlich bis über Königsberg hinaus. Es ſcheint bald dahin zu kommen, daß wir wieder von einer plattdeutſchen Litteratur ſprechen dürfen. Die Pädagogik iſt ſchon aufmerkſam geworden, mehr und mehr Stimmen erheben ſich gegen die unverantwortliche Vernachläſſigung der eigentlichen Mutterſprache in den Schulen, eine plattdeutſche Fibel, Grammatiken, plattdeutſche Volksbücher und Volkskalender ſind gedruckt. Was aber lo-benswerther Eifer oder Nachahmungstrieb in Proſa und Reim bisjetzt poſitiv zu Tage gefördert, das bietet im Ganzen mehr zu wünſchen als zu loben. Der Faden der Entwicklung war abge-riſſen, und wir ſind noch nicht wieder dahin daß die plattdeutſche Dichtung rein aus innerem Be-dürfnis entſteht oder ſo erſcheint, ſie hat noch immer nicht die verlorne Harmonie zwiſchen Sprache und Gedanken wieder erreicht. Die Anfänge von Voß u. A. ſind ſogar unter dem Vorurtheile entſtanden, womit man lange die Volksſprache und Volksdichtung anſah. Nicht das Beſte war es ſondern das Gemeine. Der Dichter ſtimmte ſich nicht herauf, wie man es ſonſt

von ihm verlangt, ſondern herab. Daher findet man unter dieſen älteren Gedichten der neuen plattdeutſchen Litteratur auch kein einziges das wieder erheben kann, ja nicht einmal irgend eins das wirklichen echten Humor enthält. Sie ſcheinen alle nach Einer Schablone gemacht, mit wenigen Ausnahmen iſt die Formel dieſe: der Held iſt dümmer als der Leſer und der Verfaſſer, und nur aus dem Grunde lachen beide über ihn. Meiſtens iſt es das dumme Erſtaunen eines Bauern über ein Concert, einen Luftballon, einen Eiſenbahnzug, was die Würze hergibt.

Auf dieſem Wege ſuchte man Natur, obgleich man nicht einmal dadurch an die Wirklichkeit reicht, denn unſer norddeutſcher Bauer iſt keineswegs dumm oder feige oder leicht in Erſtaunen zu ſetzen. Keiner dieſer Dichter redete plattdeutſch wie ſeine eigne Sprache, keiner ſprach ſeine eignen Gefühle darin aus, dazu hielt man es für zu gemein. Wie wäre es daher möglich geweſen die verlorne Harmonie, die echte Natur in der Kunſt wieder zu finden!

Selbſt die Sprache mußte darunter leiden. Das Plattdeutſch von Voß und Bärmann kann

Einem eine Gänſehaut überjagen. Was würde ein Italiener dazu ſagen, wenn man ihm Gedichte in heimiſcher Sprache mit ſpaniſcher Conjugation und Declination vorlegte? Und iſt es etwa anders wenn man ins Plattdeutſche hochdeutſche Formen miſcht? Z. B.:

De ſure Arbeit des Dags weer gedan
Un de Sünn ak ünner ann Heben vergan,

d. i. unten in der Höhe vergangen.

Ich weiß freilich wohl wie ſchwer es iſt, das Schema der hochdeutſchen Schriftſprache, das ſich mit dem ganzen Gedankenwege des gebildeten Deutſchen verwebt hat, völlig zu überwinden. Auch iſt es ſeitdem mit der Seite der Sprache in der plattdeutſchen Schriftſtellerei beſſer geworden, man ſchreibt ein lesbareres Plattdeutſch und zugleich grammatiſch und ſyntaktiſch richtiger, obgleich man in der Conſtruction noch oft den Hochdeutſchen durchempfindet und das gerade bei denen die es ernſt meinen, wie z. B. bei F. H. Müller, dem Hannoveraner Plate u. A.

Größer iſt die Gefahr daß wir die Natur auf jenem alten Wege des Vorurtheils ſuchen, den

Gedanken, den Inhalt herabſtimmen um der Sprache des gemeinen Lebens zu entſprechen. Ein junger Weſtfale aus Paderborn ſagte mir in Bonn, er habe auch plattdeutſche Gedichte geſchrieben, es ſei aber in ſeiner heimiſchen Mundart nicht möglich gemüthvolle Gedichte zu machen, wie in der der Ditmarſchen. Ich erwiederte ihm, es ſei in meiner heimiſchen Mundart auch nicht möglich, aber es ſei nothwendig.

Die Schwierigkeit hat mehr einen ethiſchen als einen logiſchen Grund. Unſere Bildung löſt uns zu ſehr los von unſerm natürlichen Boden. Die rechte Bildung ſollte nie negieren. Im Jüngling muß nicht das Kind untergegangen ſein, im Manne nicht der Jüngling. Der Gelehrte ſollte noch das natürliche Volksbewußtſein lebendig in ſich tragen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Die Schwierigkeit darf nicht schrecken. Ein leicht erreichtes Ziel ist darum noch nicht das wahre. Wenn die jetzt sogenannte Volkspoesie noch eifriger scheinbar als jede andere Natur sucht, so ist die Gefahr sie auf jenem falschen Wege zu finden um so größer, wenn sie erreicht scheint, wenn ein talentvoller Mann sich und andern den Weg bequem gemacht hat, und nun gar das öffentliche Urtheil Weg und Ziel für das richtige ausruft. Wir sind in der plattdeutschen Poesie in diesem Falle. Fritz Reuter hat sich besonders durch seine Läuschen und Rimels einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt, fast allgemein, diese Art Poesie für die echte plattdeutsche Volkspoesie.

Es thut mir leid daß ich dem nicht anders wirksam widersprechen kann, als indem ich die Unrichtigkeit dieser Ansicht im Speciellen nachweise.

Die Läuschen und Rimels sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltsamkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vor. Ein Bauer wird betrogen oder betrügt selbst, er begeht die gemeinsten Ungeschicklichkeiten, versteht nicht einmal eine Tasse Kaffe zu trinken, belügt seinen Amtmann, zeigt sich dümmer als sein Knecht. Und nicht bloß der Bauer, auch der Kaufmann, der Handlungsreisende, der Arzt, der Advocat, der Küster auf der Kindtaufe werden uns nur vorgeführt um über sie als Tölpel oder Spitzbuben zu lachen. Der christliche Prediger tritt nur auf als geeignetste Person von einem jüdischen Roßkämmer beim Pferdehandel düpiert zu werden, unser deutscher Held Blücher nur damit ein übereifriger Polizeidiener ihm die Tabakspfeife wegnehmen und dafür von ganz Teterow Prügel

bekommen kann. Das wäre die Blüthe des Volkslebens? das seine Poesie, die man ihm abstiehlt und ihm wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schluderigsten Sprechweise Vademecumsanecdoten erzählt. Da ist alles gleich, nemlich Alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig. Der Junker Korl von Degen ist der Urtypus eines Tölpels und Unflaths, nicht bloß er sondern jede beliebige Gestalt der Läuschen und Rimels könnte aus seiner Seele heraus den bezeichnenden Vers sprechen, der hier einem Schweinejungen in den Mund gelegt wird:

— Wenn ik en König weer,
So hött' ik all min Swin to Per.

Poesie kann man sich nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Rohheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller. Gerade bei einer erst wieder erwachenden Volkslitteratur ist sie doppelt schädlich. Das Volk ist begierig geworden etwas zu vernehmen was es durch und durch versteht, weil es sein Eigenthum ist. Die plattdeutsche Poesie kann ihm direcier den Spiegel vorhalten,

daß es ſich ſelbſt ſchaut, nicht eine fremde Welt hinter den Bergen oder über den Wolken, wie ſie ihm aus der Schriftſprache vorſchwebt. Dieſer Trieb kommt uns entgegen, wir müſſen ihn weihen, nicht irre leiten.

Rohheit iſt nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild iſt einſeitig, jede Darſtellung iſt es, die Poeſie ſoll und will die Natur ſo darſtellen daß ſie erhebt, ſelbſt wenn ſie ſcherzt, das iſt ihre ideale Richtung die ſie nicht verlaſſen darf. Wer in den Läuſchen und Rimels die Natur Mecklenburgs und ſeiner Bewohner ſucht, der wird ſtaunen über einen Augiasſtall von Grobheit und Plumpheit. So kann die grellſte Wirklichkeit nicht ſein und iſt es nicht und nirgends.

Dies iſt ein falſcher Weg zur Natur, und Reuter hat es ſelbſt gefühlt. Aber in ſeinen ſpätern Dichtungen fällt er in falſche Sentimentalität wenn er ſich erheben will, und er wird noch ſchwer zu arbeiten haben, ehe er ſein Talent von dem Staube reinigt, den er ſelbſt aufgeſtöbert hat.

Die Sprache zeigt es daß dieſer Art materialiſtiſcher Schriftſtellerei, die übereifrig Natur ſucht, der die natürliche Sprechweiſe wie die natürlichen

Verrichtungen des Menſchen gleich wichtig ſind, die in ihrer Art eine Düngerbegeiſterung hat wie ſonſt nur die philoſophiſchen Materialiſten, daß dieſe eben vor übereifrigem Suchen nach Natur nicht dazu gelangt. Die natürliche Sprache iſt ihr bald nicht natürlich genug; daß man auf jeder Seite der Läuſchen und Rimels Wörtern begegnet wie: Schapskopp Eſel dumm Näſendreihn ſure Arſten Schnuftaback Buddel — ließe ſich ertragen, obgleich man ſchwerlich ein hochdeutſches Buch anführen könnte, wo ſie in ſolchen Regimentern aufmarſchieren, und iſt das der natürliche Charakter unſerer plattdeutſchen Rede? Aber ſehr oft (z. B. S. 215 ff.) kommt eine Sprache vor die die Läuſchens ſelber irgendwo Judenplattdeutſch nennen, in einem Viertel aller Stücke reden Perſonen ein Hochdeutſch, das wenigſtens für kein Chriſtenhochdeutſch gelten kann, ja ſelbſt wo nur ein franzöſiſches Wort vorkommt iſt es verdreht bis zur Unkenntlichkeit, und in der Geſchichte von dem alten Kasprati ſpricht dieſer ein Kauderwelſch das geradezu gar keine Sprache mehr iſt. Das wäre Naturtreue? Das wäre Volksſprache?

Wer ſeinem Volke ein Dichter ſein, wer dem Herzen des Volkes ſeine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben das Edle zu ſehen, dann wird er dafür bald das Auge und den Ausdruck gewinnen. Es mag die Aufgabe der Polizei ſein den Schmutz aufzuräumen, die des Poeten iſt es nicht. Wie würde es um die Poeſie ſtehen die es etwa mit Fürſten, Grafen, Kaufleuten zu thun hat, wenn man dort nur das Gemeine an den Tag zöge? Wer nur das Niedrige gewahrt, ſchaut es bald mit vergrößernder Brille, der hört auch in der Sprache mit verſtärkendem Ohr das Mauſcheln, das Lispeln, die Maulfaulheit, alle Unarten des Dialekts, und bildet ſich und andern ein darin beſtehe das Weſen der Volksſprache.

Man ſollte vielleicht kein ſo ernſthaftes Geſicht zu einem ſpaßhaften Buche machen, das gewis nicht bös gemeint iſt. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ſtänden, der offenbar ein betretener Pfad werden wird. Hüten wir uns daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!

Sechsundzwanzigster Brief.

Die übertrieben naturalistische Richtung der Poesie führt sogar die Orthographie, dieses scheinbar Aeußerlichste an der Sprache, mit hinein in Verwilderung und Rohheit: der Geist mit dem man das Volk anschaut, zeigt sich noch in der Schreibung seiner Worte. Da schreibt man paa möah mäur Preiste Rehr Feuve eher als paar mær mød Prester Red Føder, eben weil jenes verderbter ist, denn gerade in den mundartigen Abweichungen, in den Unarten des Dialekts sucht man das Wesen der Volkssprache. Bua poa entspricht übrigens ebenso wenig der Wirklichkeit wie Bur paar, und hat bloß die Aehnlichkeit die auch in der Karrikatur sprechend ist.

Die Klage daß die Plattdeutſchen keine feſte Orthographie haben, bedeutet eigentlich: ſie wollen keine. Denn keine Sprache hat von Natur eine feſte Orthographie. Die Schreibung iſt etwas Künſtliches, das nicht zum Organismus einer Sprache mit gehört, nicht aus ihr ſelbſt entſteht, ſie wird nur feſt und geregelt durch verſtändige Uebereinkunft. Die jetzige franzöſiſche Rechtſchreibung iſt erſt unter Ludwig XIV größtentheils feſtgeſtellt, die ſpaniſche gar erſt im Anfange unſers Jahrhunderts. Die Uebereinkunft beſteht jedesmal darin daß gewiſſe Kreiſe vorangehen, die Regeln beſtimmen und daß die andern nachfolgen. Dieſe Regeln können mehr oder weniger verſtändig ſein, unvollkommen ſind ſie alle, denn die Schreibung iſt nicht die Sprache ſelbſt ſondern ein Bild von ihr, das ſeiner Natur nach nothwendig unvollkommen bleiben muß. In Frankreich und Spanien wurden dieſe Regeln durch gelehrte Männer feſtgeſtellt, die Orthographie dort iſt trotzdem mangelhaft. In Deutſchland ſind ſie meiſt durch Abſchreiber und Setzer allmählich feſtgeſtellt und uns überliefert. Göthes' Schillers Luthers Orthographie z. B. iſt nicht die, welche

man in ihren Werken, in der Bibel findet, dieſe hat der Uſus d. h. Setzer und Drucker größtentheils gemacht. Ihre eigne Schreibung kann man nur aus diplomatiſchen Abdrücken von Briefen und Manuſcripten kennen lernen. Nach dieſem Uſus hat ſich aber ganz Deutſchland treu gerichtet bis Jacob Grimm das entſcheidende Wort ſprach, daß er ein ſchlechter, daß die ganze hochdeutſche Rechtſchreibung eine verderbte ſei. Dann aber riß bekanntlich eine Anarchie in der hochdeutſchen Schreibung ein die zugleich lächerlich und ernſthaft wurde. Hin und wieder mußte ſich die Regierung darein legen und die Regel octroyieren, wie in Hannover, weil die Acten mitunter unverſtändlich oder mehrdeutig wurden. In Leipzig vereinigten ſich eine Anzahl gebildeter Männer, beſonders Lehrer, freiwillig zu einer Norm, nach der ſie ſich zu richten beſchloſſen. Außer jenen und der Grimmſchen hiſtoriſchen Rechtſchreibung ſtreiten ſich aber noch mehrere wirkliche Syſteme, worunter das ſtenographiſche bedeutenden Anhang gewinnt. Wer hat Recht? Gründe haben alle, und nicht blo ſcheinbare. Aber zuletzt muß man ſich entſchließen bei einer gewiſſen Un-

vollkommenheit ſich zu begnügen, denn wir dürfen unſere Claſſiker Leſſing Göthe Schiller nicht willkürlich mit um ſchreiben. Man muß alſo dem Uſus, einer Regel folgen nicht weil ſie die beſte, ſondern weil ſie da iſt.

Dies ſollten die plattdeutſchen Schriftſteller bedenken. Ich frage dabei jeden aufs Gewiſſen, ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung wie Müllenhoff und ich ſie, wohlüberlegt, nun doch einmal als die Erſten die die Arbeit thun mußten, feſtgeſtellt haben. Wer will leugnen daß z. B. das Syſtem des Prof. Wiggers in Roſtock nicht auch vernünftig ſei, und es ließen ſich deren noch mehrere ebenſo gute ausdenken, wie ja das Holländiſche ein ſolches iſt, das Vlaemiſche ein anderes: abſolut vollkommen kann aber der Natur der Rechtſchreibung nach keines jemals ſein. Warum weicht alſo Wiggers von uns ab? So kommen wir natürlich nie zu einer feſten Ordnung.

Die Naturaliſten glauben zu ſchreiben wie man ſpricht. Es geht mit dieſer einfachen Regel wie mit der Maxime: handle wie du ſollſt, die auch ſehr einfach iſt und die Niemand befolgen kann.

Mein alter Lehrer in der deutſchen Grammatik ſagte ſehr ſchlau: ſchreibe wie du richtig ſprichſt, und meinte damit das Geſetz wohl verwahrt. Wir ſchrieben aber alle zuletzt wie wir buchſtabierten, und ſo machen Jene es auch, aber mit dem Buchſtabieren gerade hapert es. Claus Harms als ein wahres Original, ſchrieb nach der Ausſprache loopm bahbm ſtatt lopen baben, und das laſſe ich mir gefallen wenn man ſeinen Weg wirklich allein gehen will. Man bedenke wohl: jedes einzelne Wort läßt ſich zur Noth nach der Ausſprache daguerrotypieren, die ganze Sprache nicht, denn kein Wort iſt ganz unabhängig von andern; ſchreibt man eins in einer beſtimmten Weiſe, ſo muß man eine ganze Reihe von Wörtern danach und nicht nach der Ausſprache ſchreiben.

Die Grundlage der plattdeutſchen Orthographie wie Müllenhoff und ich ſie zuerſt wieder feſtgeſtellt haben, wovon die Gründe in der Einleitung zum Quickborn vollſtändig aus einander geſetzt ſind, beſteht in der Verbindung der Regeln: ſchreibe nach der Ausſprache ſoweit die Abſtammung es geſtattet und die Rückſicht auf

den hochdeutſchen Leſer, und thue dies mit möglichſt wenig Buchſtaben. Z. B. hemm ſeng wird geſprochen, allein man denkt bei dieſer Schreibung an hemmen ſengen, nicht an haben ſagen, daher iſt hebbn ſeggn zu ſchreiben, d. h. man läßt in dem Portrait die Wortfamilie mit durchſcheinen. Die Sprache gewinnt dadurch daß in ihr das alte Familiengeſicht hervortritt, etwas Alterthümliches und damit ihren Adel, indem zugleich das allen Dialekten Gemeinſame heraustritt, aus der Mundart der Sprachſtamm. Man gewinnt zugleich daß man wieder allen plattdeutſchen Stämmen verſtändlich ſchreibt, und behält doch Raum genug für die einzelnen charakteriſtiſchen Abweichungen der Dialekte.

Schon die Klugheit ſollte den plattdeutſchen Schriftſteller hindern ſich ſeinen Leſerkreis durch einige ſcheinbar originelle orthographiſche Einfälle zu verengen. Ganz Niederſachſen kann daſſelbe Plattdeutſch leſen — von Tilſit bis Brüſſel und Dünkirchen, von Bielefeld und Elberfeld am Rhein bis Flensburg — wenn es einfach verſtändig geſchrieben wird. Die Reuterſche Orthographie der „Paar Blomen" (von Frau A. W.)

z. B. macht dieſe lieblichen Gedichte für den Hannoveraner, den Weſtfalen geradezu unlesbar und für den Mecklenburger ſelbſt nicht verſtändlicher. So reißt mit der Rohheit zugleich wieder die Zerſplitterung, der landſchaftliche Sondergeiſt ein, der ärgſte Feind unſers Strebens. Lacht nicht wieder der Holſteiner über den abſcheulichen Mecklenburger Dialekt? und mit Recht, wenn er ſich ſo ausnähme, und der Mecklenburger würde ebenſo über den unſern ſpotten wenn wir ihm gerade unſere Unarten zeigten. Während umgekehrt, wenn ich aus dem Buche der Frau A. W. in reinem Plattdeutſch vorlas, es uns allen hier wiederum auffiel, wie genau unſere Sprache nach Kern und Weſen über ihr ganzes Gebiet dieſelbe bleibt. So vorgeleſen würden dieſe Lieder jedem holſteiniſchen Landmann vollſtändig vertraut, wie von ſeiner Mutter geſprochen klingen, kaum ein oder der andere Wortſtamm oder eigenthümliche Endung, wie das hübſche Deminutiv auf ing wären ihm fremd, aber als in ſeinem Geiſte verſtändlich, in befruchtender Ahnung ſein Sprachgefühl erweiternd, nicht ſtörend. Lieblingswörter, Wendungen, Redensarten die uns hier herum ſo heimlich lau-

ten als wären sie in Vaters Haus gebrütet und höchstens dem Nachbar vertraut, finden sich dort, wie unser kosendes lütt, ol, min, du ol lüttje Maikatt (S. 124), De hett gar mennig bösen Slapps to'n guden Jungen trocken (S. 112), Schritt und Gang dieser Sprache, der ganze Bau, die Physiognomie sind unser; das Knochengerüst, die Wortstämme sind gänzlich dasselbe, die Verschiedenheit der Mundart besteht bloß in einigen durchgehenden Vocal- und Consonantenveränderungen, die bei einer gereinigten Aussprache im gebildeten Munde auch noch fast völlig wegfallen.

In den oberdeutschen Dialekten ist bei weitem nicht diese Uebereinstimmung. Man vergleiche nur, um das Bekannteste und Zugänglichste anzuführen, die pfälzische Mundart (Kobell) mit der alemannischen (Hebel), der Zürcher (Usteri), gar mit der Nürnberger (Grübel) und der Niederösterreichischen (Seidl). Welche Verschiedenheit selbst in Ton und Farbe z. B. von der kindlichen alemannischen bis zur derben hausbackenen hairischen, während die Gleichmäßigkeit der eigentlichen plattdeutschen Sprachfarbe durch ganz

*

Niederſachſen ſelbſt einem Fremden auffallen muß.

Es liegt etwas Rührendes darin. Die Stämme ſind viele Generationen ſchon getrennt, die öffentliche Stimme einer gemeinſamen Litteratur iſt ſeit Jahrhunderten verſtummt; wenn nun der Mecklenburger zum Braunſchweiger, zum Weſtfalen kommt mit den Klängen ſeiner Heimath und verſtanden wird, iſt es nicht als wenn der Bruder heimkehrt, der langentfernte, nun doch ganz der alte, unverändert, mit denſelben Neigungen, denſelben Intereſſen, der die alten Freunde mit aufſucht, die Lieblingsplätze, der die Kinderſpiele nicht vergeſſen, nichts Fremdes an ſich hat als was der Umgang einiger Tage wieder abſchleift? Ich wenigſtens empfand es als einen Lohn der Treue, wie den Händedruck im Vaterhauſe als die Vlamänder mir vor Jahren aus Brüſſel ſchrieben, meine Lieder ſprächen ihre dierbare Modersprak; mit derſelben Empfindung habe ich auch die Paar Blomen der Frau A. W. geleſen.

Zum Schluß nur noch Ein Wort. Ich habe in dieſen Briefen oft ein Buch von mir anführen müſſen, weil es an einem andern der Art fehlt. Ich

bin gewohnt dieſes Buch als etwas anzuſehen, nicht was ich gegeben, ſondern was ich empfangen habe. Ich rühme mich nur des daß ich es gefunden und möchte Jeden hinweiſen, nicht auf das Buch, ſondern auf den „lebendigen Quell“ aus dem es geſchöpft iſt.

Kiel, Mai 1858.

K. G.

In der **Schwersschen Buchhandlung in Kiel** erschienen:

Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von **Klaus Groth.** Zweite Aufl. 1855. 160 S. Miniaturform. 24 Ngr. Engl. Einb. mit Goldschn. 1 Thlr.

Sagen Märchen und Lieder Der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg, herausgeg. von **Karl Müllenhoff.** 1845 LIV 622 S. 8. 3¼ Thlr.

Gnomon, ein Volks- und Schullesebuch insonderheit für die Herzogthümer Schleswig und Holstein herausgeg. von Dr. **Cl. Harms.** Dritte berichtigte und vermehrte Auflage. XII. 496 S. 15 Ngr.

Bei **Perthes-Besser & Mauke** in Hamburg erschienen:

Quickborn Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart von **Klaus Groth.** Siebente Auflage besorgt und mit einer Nachricht für den Leser eingeleitet von Prof. **K. Müllenhoff.** 1857. XXX. 320 S. 1 Thlr.

Quickborn ꝛc. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser unter Autorität des Verfassers herausgegeben. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1856. XXVIII. 574 S. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quickborn ꝛc. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Glossar nebst Einleitung von Prof. **K. Müllenhoff.** 1856. XVI. 432 S. gr. 8. 4 Thlr. Engl. Einb. 4 Thlr. 21 Ngr., engl. Einb. m. Goldschn. 5 Thlr.

Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von **Klaus Groth.** 1854. VIII. 144 S. Miniaturformat. Engl. Einb. mit Goldschnitt 1 Thlr.